

Hier findet man die 11 Texte, die im Rahmen der Feier zum ‚Grünen Heinrich 2013‘ am 3.Mai 2013 in der Aula des Gottfried-Keller-Gymnasiums vorgelesen wurden; darunter alle Texte, die preisgekrönt wurden.
Wir veröffentlichen hier die vollständigen Fassungen der Texte – bei der Festveranstaltung konnten, mit einer Ausnahme, nur Ausschnitte vorgelesen werden.

Rainer da Costa Teichmann (7.1) : Ein Junge im Leben anderer Personen
Seite 2

Merle Linneweber (8.2) : Der Körpertausch
Seite 3

Wanda Fritzsche (8.5) : Ein Tag im Leben einer Drogenabhängigen
Seite 6

Filiz Laura Batiran (8.1) : Ein Tag im Leben von Klara
Seite 8

Karolin Klünner (8.6): Richtig und falsch zu unterscheiden, eine schwierige Angelegenheit
Seite 9

Anika Stoll (9.3) : Ein Tag im Leben des Todes
Seite 15

Carla Hermanussen (9.3) : Es ist Mittwoch, der 17.
Seite 18

June Tomiak (10.2) : Steine im See
Seite 22

Robynne Winkler (10.2) : Ein Tag im Leben des Märzhasen
Seite 24

Yannik Sonnenberg (12.Jahrgangsstufe) : Der Goldne Topf – einen niederträchtige Bürde
Seite 26

Sara Gluvic (11.Jahrgangsstufe) : Verschreib mir Leben
Seite 36

Ein Junge im Leben anderer Personen

Eines Tages saß Tim Collins, ein 10-jähriger Junge aus Dresden, an seinem Schreibtisch. Er hatte fünf Hausaufgaben: Geschichten über Adlige, Sportstars, Fernsehshows, Computerspiele und Märchen. Tim wusste nicht, wie er diese ganzen Hausaufgaben schaffen sollte, deshalb ging er in die Küche, um sich ein Glas Milch zu holen. Als er es ausgetrunken hatte, ging er zurück in sein Zimmer und öffnete die Tür. Doch komischerweise fand er sich im alten Paris wieder. Er rannte schnell zur Tür zurück, aber plötzlich verschwand sie. Tim hatte sehr viel Angst, da er nicht wusste wo er war. Doch genau in diesem Moment entdeckte er einen Brief, der an seinem Hemd klebte. In dem Brief stand: „Wenn du wieder nach Hause willst, musst du Informationen für deine Hausaufgaben finden.“ Tim wurde ganz blass vor Angst, aber beruhigte sich schnell wieder. Was sollte er machen? Er überlegte eine Weile, bis er wusste, was er zu tun hatte. Tim ging zu dem König der damaligen Zeit, um etwas über seine Situation herauszufinden. Als er ankam, standen unzählige Wachen vor dem Tor des Königs und er ahnte Schlechtes. Doch zu seinem Glück erkannten die Wachen, dass er ein Herzog war und brachten ihn zum König. Wie sich herausstellte, war der König ein netter Kerl, welcher sich sehr über Besuch freute. Tim ging erst spät abends wieder, da sie sich lange unterhielten. Leider stellte er fest, dass er sich immer noch im alten Paris befand.

Das Leben eines Herzogs war schwer. Er hatte zwar viele Freiheiten aber auch viele Pflichten. Er musste zum Beispiel Steuern eintreiben, was ihm oft schwer fiel, da es viele Leute gab, die sich nicht von ihrem Geld trennen wollten. Seine Rechte brachten ihm auch nicht viel, weil es Leute gab, die diese unfair fanden und sich auf Streit mit ihm einließen. Nach fünf Wochen als Herzog entdeckte er eine seltsame Tür in seinem neuen Haus. Als er sie öffnete und hindurchging, war er zwar wieder in seiner Zeit, aber befand sich in einem Fußballstadion. Er war mitten in einem Spiel gelandet, wo er selbst Spieler war. Wie sich herausstellte, war er der Star der Mannschaft und schoss das Siegtor. Nach dem Spiel bot ihm ein berühmter Manager namens Mourinho an, für eine hohe Geldsumme nach Madrid zu wechseln. Tim konnte dieses Angebot nicht ausschlagen und wechselte den Verein.

Bei einem so starken Verein wie Real Madrid fiel es ihm nicht leicht, immer mitzuhalten, deshalb musste er sehr hart trainieren. Trotzdem machte es ihm Spaß, weil ihn die Leute wie einen Helden feierten. Er verdiente viel Geld, merkte aber außerdem, dass Fußball nicht so leicht war, wie er es sich vorgestellt hatte.

Nach fünf Wochen hartem Training und Spielerfahrung tauchte die seltsame Tür wieder vor ihm auf und erneut ging er hindurch. Dahinter lag das Studio der Fernsehshow „Wer wird Millionär“. Als er eintrat, klatschten alle und eine laute Musik ertönte. Der Moderator Günther Jauch bat ihn sich zu setzen. Nachdem er sich hingesetzt hatte, redeten die beiden ein bisschen, doch schnell kam es zur ersten richtigen Frage. Die erste Frage, bei der es um Basketball ging, war leicht zu beantworten. Die zweite und dritte Frage konnte Tim auch ohne Probleme lösen. Die vierte Frage allerdings war schon schwieriger und er verbrauchte alle seine Joker. Die fünfte Frage war zu schwer für ihn und er verlor. So konnte er leider nur fünfzig Euro mitnehmen. Er fand es schade, dass er schon wieder gehen musste, da es ihm sehr viel Spaß gemacht hatte. Als er durch die

Studiotür nach draußen trat, war er plötzlich in einer virtuellen Welt. Dies erkannte Tim an den vielen Pixeln, die ihn umgaben.

Plötzlich fielen große Buchstaben vom Himmel. Tim konnte nur knapp ausweichen. Die Buchstaben setzten sich zu den Wörtern „Super Mario Bros“ zusammen. An dem Titel und seiner roten Kleidung erkannte er, dass er Mario war. Er musste immer auf seltsame Kreaturen springen, um Punkte zu kriegen und bis zu einer Flagge kommen, um das Level zu meistern. Als er viele Level geschafft hatte, musste er eine Prinzessin vor einem komischen Igelwesen namens Bowser retten. Diese Situation gefiel Tim bisher am besten, weil er zu Hause selbst oft dieses Spiel spielte. Als er die Prinzessin bereits zum fünften Mal gerettet hatte, verwandelte sie sich in eine Tür, durch welche er hindurch gezogen wurde. Er hörte eine Stimme über sich, die sagte: „Du hast jetzt deine fünfte und letzte Station erreicht, die Märchenwelt.“ Überall um ihn herum befanden sich Tiere, die sprechen konnten, doch alle rannten weg. Nur ein Bär kam zu Tim und sagte: „Edler Ritter, Ihr seid der einzige, der den bösen Drachen besiegen kann, da Ihr das magische Schwert besitzt.“

Tim und sein Gefährte begaben sich auf den Weg zu der Drachenhöhle. Sie erreichten den Eingang und Tim schlotterten die Knie, da er den großen, furchterregenden Drachen erblickte. Es war ein sehr schwerer Kampf, doch dank der Hilfe des tapferen Bären konnte Tim den Drachen mit fünf Hieben erlegen. Tim erklärte dem Bären, dass jeden Moment eine Tür erscheinen müsste, durch welche sie die Märchenwelt verlassen könnten.

Als die Tür auftauchte, ertönte wieder eine Stimme, welche sagte: „Tim, ihr müsst jetzt in deine Welt zurückkehren, da ihr sonst in den Abgrund fallt.“ Tim fragte sich, was die Stimme damit meinte, als sich hinter ihm der Boden auflöste. Beide rannten so schnell sie konnten auf die Tür zu und konnten sich nur gerade so vor dem Abgrund retten.

Tim öffnete die Augen und sah sich in seiner Küche wieder. Neben ihm lag ein Teddybär, der genauso aussah wie der Bär in seinem Traum. Da wurde ihm klar, dass er durch die Milch eingeschlafen war und alles nur geträumt hatte. Doch am wichtigsten war, er wusste nun ganz genau, was er bei seinen Hausaufgaben schreiben sollte.

Merle Linneweber (8.5)

Der Körpertausch

Janas Sicht:

Ich wachte auf, in Annas Bett. Stimmt, ich hatte gestern ja auch mit ihr sturmfrei gefeiert. Ich ging langsam zum Spiegel und erschrak bei meinem Anblick. Nicht, dass ich hässlich aussah, aber ich hatte mich doch tatsächlich in einen gutaussehenden Jungen verwandelt: Lang, dünn, blonde Haare wie jeden Tag und blaue strahlende Augen. „Anna wach auf, schnell, dass musst du dir ansehen, An-na wach auf!“

Annas Sicht:

Ich hörte eine fremde Stimme in meinem Zimmer schreien, meine beste Freundin war es nicht, aber wer konnte es sonst sein? Sie war die Einzige die

Gestern bei mir übernachtet hatte! Ich öffnete langsam meine Augen und sah einem hässlichen, dünnen Jungen, der wie wild meinen Namen schrie, in die Augen.

Janas Sicht:

Meine Freundin die langsam unter ihrer Bettdecke hervorlugte hatte sich auch in einen Jungen verwandelt, doch sie hatte ein breites Gesicht und rote Pausbacken. Sie bemerkte wohl nicht, dass ich es war, Jana, ich wollte es ihr erklären, doch sie hörte mir nicht zu, sondern guckte mich wie ein begossener Pudel an und schüttelte den Kopf.

Annas Sicht:

Ich rannte zum Spiegel, denn langsam glaubte ich den "Jungen", der wohl Jana gewesen war zu verstehen. Ich wollte rennen, was mir jedoch erstaunlich schwer fiel. Ich war sonst die Klassenbeste im Sprint, heute dauerte alles doppelt so lange. Im Spiegel schaute mir ein braunhaariger, dicker Junge entgegen. Ich schrie und der Ton wechselte von einem quietschigen Kleinkindgeräusch zu einem tiefen Basston und wieder zurück. Auch das noch!

Janas Sicht:

Ich überlegte mit Anna wie es dazu gekommen sein könnte und was wir machen sollten. Es fiel uns nicht mehr ein, was am Abend zuvor passiert war, aber erst mal konnten wir daran nichts mehr ändern. Wir beschlossen zum Fußballplatz zu gehen. Nachdem Anna sich von dem Schreck erholt hatte ein Junge zu sein freute sie sich langsam auch darüber wie ich mich.

Annas Sicht:

Mir brummte der Kopf und ich hatte schrecklich dolles Bauchgrummeln. Also machte ich mich auf den Weg zum Kühlschrank, in dem ich lauter Flaschen mit Alkohol entdeckte, aber leider nichts zum Essen. Ich rief nach Jana, die mir meine Jacke mitbrachte und wir liefen gemütlich zum Sportplatz.

Janas Sicht:

Ich spürte wie mir der Schnee ins Gesicht flog und sich an meinen Bartstoppeln festsetzte. Was für ein seltsames Gefühl, Haare im Gesicht! Mir fiel ein, dass ich mir vor ein paar Jahren gewünscht hatte ein Junge zu sein und in den Schnee zu pinkeln. Ich erzählte Anna von der Idee um sie dazu zu überreden.

Annas Sicht:

Diese Idee konnte doch nicht Janas Ernst sein, oder doch? Ich entschloss mich mitzumachen, denn mir fiel ein, dass ich ja nicht mehr ich war, sondern ein fremder Junge. Also warum nicht? Da auf dem Sportplatz niemand anderes war, zogen wir die Reißverschlüsse unserer Hosen auf und stellten uns hinter den nächsten Baum .

Janas Sicht:

Da uns nach dieser spannenden Pinkelei eiskalt war, gingen wir in unser Lieblingscafé. Als wir durch die Tür kamen packte mich ein Mädchen mit langen Fingernägeln an der Schulter. Ich begriff nicht was sie von mir wollte. Sie zog mich in die Damentoilette. Wer war sie? Hatte ich etwa eine Freundin in diesem zweiten Leben? Ich musterte sie kurz und bemerkte eine große Ähnlichkeit mit mir als ich noch ein Mädchen war. Ich hielt sie fest und brachte sie dazu mir alles über sich zu erzählen. Aufgeregt erzählte sie, dass sie eigentlich ein Junge war. Wir erkannten bald, dass sich unsere Gestalten vertauscht haben mussten. Ihre

größte Sorge war, ob ich schon in meiner neuen- und ihrer alten- Gestalt kriminell geworden war. Ich verneinte knapp und beendete das Gespräch.

Annas Sicht:

Als Jana weg war geriet ich in Panik. Ich suchte nach ihr auf der Männertoilette, konnte sie jedoch nirgends finden. Als ich schon verzweifelt alles Mögliche gegen meinen Hunger bestellen wollte kam mir eine wütende „Mädchen“-Jana entgegen. Ich fragte sie, wie sie sich wieder zurückverwandelt hatte und warum mir das nicht auch passiert war. Die Jana fragte mich jedoch genau das Gleiche und nannte mich dabei auch noch Benni. Hatte sie sich jetzt einen Jungennamen für mich überlegt oder war das gar nicht Jana, die da vor mir stand? Es stellte sich heraus, dass ich mit meiner zweiten Überlegung Recht hatte, denn Jana in Jungengestalt kam mir jetzt entgegen gerannt und erklärte mir, dass wir uns in zwei Jungen verwandelt hatten, die hier Urlaub machten. Diese hatten sich bei einem mitternächtlichen Besäufnis gewünscht mal ein Mädchen zu sein, weshalb auch immer...

Janas Sicht:

Es war nun schon drei Uhr nachmittags, da wir bis zwölf Uhr mittags ausgeschlafen hatten. Der gesuchte Junge namens Benni erschien nun in Annas Körper bei uns. Gemeinsam entschieden wir uns für eine Verabredung am Abend kurz vor Mitternacht in dem Hotel der Jungen zur Zurückverwandlung, davor wollten wir unsere neuen Gestalten noch ein wenig austesten.

Annas Sicht:

Die Jungs gingen in die Stadt zum Shoppen. Wir stellten eine Liste der Sachen auf, die wir in Jungengestalt unternehmen wollten bis zum Abend, darunter z.B. Mädchen anbaggern, ein Pissoir ausprobieren, mit anderen Jungen abhängen...

Janas Sicht:

Als wir unsere Liste abgearbeitet hatten waren wir sehr erschöpft. Anna war in Jungengestalt endlich mal aus sich herausgekommen. Wir waren vier Stunden lang quer durch die Stadt gelaufen. Für den Jungenkörper Benni eine sportliche Herausforderung bei seiner Statur und Gewicht. Anna hatte für Benni körperlich gearbeitet! Einige unserer Punkte auf der Liste hatten sich als langweilig und unspektakulär herausgestellt, andere als gar nicht realisierbar und wieder andere als anders als erwartet. Das Anbaggern war so eine Sache, wir hatten unterschiedlichen Erfolg dabei gehabt, als Junge die Initiative zu ergreifen war manchmal toll aber die Antwort der Mädchen teilweise enttäuschend.

Annas Sicht:

Ich erinnerte Jana mit Blick auf die Uhr an das Treffen mit den Jungs, wir hatten noch zwei Stunden Zeit, dann mussten wir uns auf den Weg machen. Meine Mutter würde morgen früh wiederkommen und die Wohnung war noch nicht aufgeräumt.

Janas Sicht:

Ich musste meinen Eltern erklären, dass ich noch eine Nacht länger bei Anna schlafen würde, schließlich konnte ich nicht als Junge meinen Eltern unter die Augen treten. Unter der Bedingung beim Aufräumen zu helfen nahm mich Anna mit nach Hause und wir riefen bei mir an und überredeten meine Eltern mit verstellter Stimme. Das Aufräumen dauerte seine Zeit und wir waren von dem langen Tag ganz schön erschöpft.

Annas Sicht:

Wir mussten uns beeilen zu den Jungs zu kommen, sie saßen in ihrem Hotelzimmer und warteten schon auf uns. Da das Hotel sehr groß und unpersönlich war, war ihre Verwandlung niemandem weiter aufgefallen zum Glück. Wir erzählten uns unsere Erlebnisse vom Tag und die Jungs gaben zu als Mädchen auch viel Spaß gehabt zu haben.

Janas Sicht:

Um kurz nach Mitternacht verabschiedeten wir uns voneinander mit dem Versprechen Kontakt zu halten und gingen in unserer alten Mädchengestalt wieder nach Hause zu Anna.

Wanda Fritzsche (8.5)

Ein Tag im Leben einer Drogenabhängigen

Ich fühle mich wohl, unglaublich wohl. Angenehme Wärme durchzuckt meinen Körper, der sich auf einmal viel zu leicht anfühlt. Ich öffne meine Augen und blicke in ein ziemlich leeres Zimmer, ein Schrank, das Bett auf dem ich liege, mehr nicht. Eine fremde Umgebung. Jede schnelle Bewegung in eine aufrechte Position und mir ist schwindelig, was für ein komisches Gefühl. Mein Körper, auf den ich herabblicke ist viel zu dünn, kein Fett, nur Haut, keine Speckrolle so wie zuvor. Ich renne aus dem Zimmer, durch einen kleinen Flur, zur Tür raus in das schmale Treppenhaus. Ein Mädchen, blond, lange, wellige Haare kommt mir entgegen: „Hey, warte! Alles okay?!“ Mit starrem Blick schaue ich in ihre blauen Augen mit den winzigen Pupillen und das knochige Gesicht.

„Bist du drogenabhängig???“ frage ich sie, während ihr alle Gesichtszüge entgleiten. Ich hatte einen Bericht über Drogenabhängige gelesen und wusste, dass Stecknadelkopf-große Pupillen ein Symptom dessen sind. „Psst.“ Zischt sie zurück „Was ist denn mit dir los?! Wir wollten uns doch heute zusammen ein letztes Mal einen Druck setzen und dann entziehen!“ Entgeistert schaue ich sie an, plötzlich fängt mein rechtes Bein an zu schmerzen und das gute Gefühl ist weg. Das Mädchen blickt mich an und verdreht die Augen: „Turkey?!“ Langsam werde ich sauer, wer denkt sie eigentlich wer sie ist? Ich hatte in meinem Leben nie auch nur eine Droge angerührt! Wie sollte ich Entzugserscheinungen bekommen?

Der Schmerz wird immer unerträglicher und ich sinke auf den Boden, Tränen schießen mir in die Augen. „Seit wann hast du dir keinen Druck mehr gesetzt?“ fragt mich die Blonde, während sie in ihrer Tasche kramt.

„Noch nie!!!“ schreie ich mit vorwurfsvollem Unterton. Sie wird fündig und präsentiert mir voller Stolz eine kleine Tüte mit weißem Pulver in der rechten und eine Spritze mit stumpfer Mine in der linken Hand.

Auf einmal fängt mein Bauch, statt meines Beines, an zu schmerzen und bevor ich ein Kommentar loswerden kann, zucke ich zusammen. Ich höre wie sich die Fremde neben mich setzt.

Zwei weitere Minuten qualvoller Schmerz und dann merke ich, wie sich etwas in meinen Arm bohrt, wieder herausgezogen, ein bisschen weiter unten wieder angesetzt wird und sich schließlich in meinem Körper verteilt. Die Schmerzen

lassen nach. Ich richte mich auf und falle dem Mädchen um den Hals: „Danke! Die Schmerzen sind weg...Was war das fü..?“ mitten im Satz fällt mir ein was das für ein Zeug war, was mich von den Schmerzen befreit hat: die Droge von der die Fremde die ganze Zeit gesprochen hat! „Heroin, aber das weißt du doch!“ flüstert sie und schaut mir in die Augen. „Aber....dann stimmt es also?!“ ich denke verzweifelt an die leere Wohnung in der ich aufgewacht bin, meinen viel zu dünnen Körper und an die Schmerzen. „Was stimmt?“ sie reißt mich aus meinen Gedanken. „Das ich drogenabhängig bin.“ antworte ich mit ruhiger Stimme. Auf einmal finde ich alles gar nicht mehr so schlimm, ich fühle mich einfach wohl. „Ja. Aber das wollten wir heute ändern. Weißt du nicht mehr, Clara?! Irgendwie bist du heute komisch...“ sie blickt an mir herunter. „Wollen wir lieber mal zu dir rein gehen?“

Ich antworte erst gar nicht auf ihre Frage: „Wie lange dauert es bis diese Schmerzen wieder anfangen, ähmm...?“ „Laura, mein Name ist Laura!!! Oh man... keine Ahnung, ist bei jedem anders.“ Sie klingt so, als würde sie mich endgültig für bescheuert halten. Ich packe langsam Lauras Sachen zusammen und halte sie ihr hin: „Na komm, dann lass uns schnell noch mehr von dem Zeug besorgen...ich habe keinen Bock nochmal so zu leiden!“ Ich fühle mich, als könnte ich die Welt beherrschen. Sie schaut mich verwirrt an und geht dann vor mir her die Treppe hinunter, durch die Haustür, auf den Bürgersteig. Ich kenne die Straße nicht und auch als wir weitergehen erkenne ich nichts. Ich muss mich in einer fremden Stadt befinden, doch ich fühle mich zu Hause. Auf einem großen Platz, mit vielen Leuten bleibt sie stehen: „So, entweder wir klauen oder wir gehen auf den Strich, du hast die Wahl! Oder hast du noch Geld?“ Auf den Strich gehen will ich auf gar keinen Fall, dafür bin ich mir in diesem Moment zu schade. Also sage ich ihr in wenigen Worten, dass mir klauen lieber sei. Sie überschaut den Platz und die Leute mit prüfendem Blick: „Die Frau, mit der weißen Jacke?!“ In der linken Ecke des Platzes schaut sich eine schwarzhaarige Frau die verschiedenen Schaufenster an, sie ist allein. Ich nicke und Laura verkündet mir ihren Plan: „Du lenkst sie ab und ich klaue ihr Portemonnaie, alles klar?!“ „Alles klar!“ willige ich ein und wir laufen unauffällig auf die Frau zu. Als wir ihr ziemlich nah sind geht Laura sehr gekonnt, bemerkungslos in ein Versteck. Meine Hände schwitzen und ich habe Angst, dass die Frau etwas bemerkt, doch abbrechen möchte ich das Ganze auch nicht. „Entschuldigung, kann ich sie einen Moment stören?!“. Die Frau dreht sich zu mir um, sie sieht nett aus: „Ja. Aber ich habe wirklich nicht lange Zeit!“ Auf dem Weg zu ihr hin war mir eine Idee gekommen als ich ein Kamerateam auf dem Platz gesehen hatte: „Wir machen hier gerade eine Umfrage zum Thema ‚Einkaufen und die ständig steigenden Preise‘ und ich wollte Sie fragen, ob Sie daran teilnehmen möchten?“ Ich sage jedes Wort langsam und bedacht, um für Laura genug Zeit herauszuschlagen. „Allerdings könnte es sein, dass Sie ins Fernsehen kommen!“ Laura schleicht sich von hinten an und entnimmt der Frau gekonnt das Portemonnaie aus der offenen Tasche. Die Schwarzhaarige schüttelt den Kopf, Gott sei Dank, denke ich mir und kehre ihr mit einem verständnisvollen Lächeln den Rücken zu. Ich laufe in Richtung Kamerateam, damit das Ganze auch echt wirkt. Weit genug weg, hinter einem Haus treffe ich mich mit Laura. Sie drückt mir das Portemonnaie in die Hand und sagt: „Volltreffer!“ Sie sieht leicht kläglich aus und ich verstehe schnell: „Oh nein! Jetzt fängt es bei dir an...!“

Sie nickt. „Okay...wo gibt es denn den Stoff? Ich besorge ihn dir!“ Sie läuft wieder voran, diesmal langsamer, ich merke, dass es ihr immer schlechter geht. Sie muss verstanden haben, dass ich wirklich gar nichts weiß, denn als sie stehen bleibt, zeigt sie auf einen kleinen, jedoch kräftigen Mann. Ich gehe auf ihn

zu und er weiß sofort was ich will, er muss mich kennen. 100 Euro entnehme ich dem Portemonnaie und der Mann drückt mir ein kleines Tütchen in die Hand. All die Straftaten sind mir nicht bewusst, im Gegenteil ich fühle mich immer noch wohl. Laura erwartet mich, sie sitzt auf einer Bank, mit einem Löffel, der stumpfen Spritze, einem Feuerzeug und einer halben Zitrone in der Hand da und greift sofort nach dem Tütchen, welches ich ihr hinhalte. Staunend schaue ich ihr dabei zu, wie sie etwas des Inhalts der Tüte auf den Löffel tut, mit der Zitrone verdünnt, mit dem Feuerzeug erwärmt, es schließlich mit der Spritze aufzieht und in ihren Arm drückt. Sie sieht wieder glücklich aus, mit ihren blauen Augen und den winzig-kleinen Pupillen. Während ich über meinen Tag als Drogenabhängige nachdenke, fallen mir die Augen zu und ich schlafe in der Sackgasse, auf der Bank, neben Laura ein.

Filiz Laura Batiran (8.1)

Ein Tag im Leben von Klara

1.Preis der 7. und 8.Klassenstufe

Guten Tag, guten Morgen oder guten Abend, je nachdem, wann Sie meine Geschichte lesen. Ich heiße Klara, bin 42 Jahre alt und obdachlos. Früher dachte ich ein Landstreicher zu sein wäre cool und aufregend. Die Leute geben dir Essen, Trinken und Geld. Du schläfst wo du gerade bist und niemand würde dir etwas sagen oder gar vorschreiben können. Ich wünschte mir ein Vagabundenleben - Frei wie der Wind. Ich stellte es mir wundervoll vor, aber so ist es leider in der Realität nicht. Nun bin ich 42 und habe keine Wohnung mehr. Ich habe Garnichts mehr. Erst verlor ich meinen Job, dann fing ich mit dem Trinken an und rutschte schlussendlich in die Obdachlosigkeit ab. In Berlin gibt es mehr als 5000 Obdachlose und ich, als eine von ihnen, schildere Ihnen nun einen normalen Tag aus meinem Leben. Wie jeden Tag ging ich morgens zum Nollendorfplatz, um mir dort die aktuellen Ausgaben der Straßenzeitung Motz zu kaufen. Pro Zeitung bezahle ich 40 Cent und verkaufe diese dann für EUR 1,20 weiter. So versuche ich über die Runden zu kommen. Ich erhalte von meiner Betreuerin zwei Mal wöchentlich EUR 5,00, doch das Geld langt vorne und hinten nicht. Es langt nicht einmal für meine Grundbedürfnisse. Aus falschem Stolz und aus Angst vor einem eventuellen Zwangsentszug möchte ich kein Hartz IV beantragen. Daher verdiene ich mein Geld so. Ich ging zum U-Bahnhof. Im U-Bahnschacht roch es wie jeden Morgen nach frischgebackenen Croissants, die ich mir nicht leisten konnte. Ich hatte Glück und die U-Bahn kam sofort. Ich setzte wie immer mein traurigstes Gesicht auf und fing an meinen Text aufzusagen: „Guten Tag, ich bin eine von ca. 5000 Obdachlosen in Berlin. Ich verkaufe die Obdachlosenzeitschrift Motz, um über die Runden zu kommen. Ich würde auch eine Geld- oder Essenspende annehmen“. Ich humpelte durch die Reihen. Überwiegend wurde ich wie immer ignoriert. Als gäbe es mich gar nicht. Doch das ist noch besser als beleidigt und beschimpft zu werden. Einige strafen mich mit abfälligen Blicken. Eine etwas ältere Frau gab mir ein belegtes Brot mit Salami. Es roch fantastisch. Ich bemerkte wie mir das Wasser im Munde zusammen lief. Schließlich hatte ich noch nichts gegessen. Hastig bedankte ich mich bei der Frau und stieg aus.

Gestärkt machte ich mich wieder an die Arbeit. Es lief nicht schlecht für mich und ich verkaufte alle Zeitungen. Außerdem bekam ich insgesamt EUR 2,25 an Geldspenden zusammen. Davon kaufte ich mir bei Ullrich am Zoo erst einmal zwei "Kurze". Gierig trinkend machte ich mich auf den Weg zur Bahnmissionsmission am Zoo. Mittlerweile war es schon Nachmittag geworden. Dort stellte ich mich in die Schlange der Essensausgabe der Suppenküche an. Während der langen Wartezeit machte ich mir Gedanken über mein Leben. Gerne würde ich mich vom sozialen Netz wieder auffangen lassen. Dafür müsste ich aber erst einmal "Trocken" werden. Doch der Alkohol spendet mir Wärme und Trost und außerdem bin ich körperlich abhängig. Der Alkohol betäubt meine Sinne und lässt mir mein Leben weniger hart vorkommen. Dies sind zumindest meine Ausreden um weiterzutrinken. Endlich war ich an der Reihe. Es gab Erbsensuppe mit Knacker. Beziehungsweise für mich nur noch Erbsensuppe da alle Würstchen bereits ausgegeben wurden. Ich war trotzdem dankbar und genoss mein Mahl. Jetzt war es Zeit mich um einen Schlafplatz zu bemühen. Ich fuhr zum Hauptbahnhof. Auf dem Weg dorthin kehrte ich bei Lidl ein, um mir eine Flasche Wein zu kaufen. Die Flasche war schon halb leer als ich vor der Berliner Stadtmission in der Lehrter Straße ankam. Die Schlange war sehr lang. Offiziell werden 120 Schlafplätze vergeben. Obwohl schon mehr Bedürftige in der Schlange anstanden stellte ich mich ebenfalls an, denn normalerweise wird laut der Devise der Berliner Stadtmission keiner abgewiesen. Von der Seite kam Peter auf mich zu. Auch er ist obdachlos. Wir begrüßten uns herzlich mit einer Umarmung. Es fühlte sich ungewohnt aber sehr schön für mich an, diese körperliche Nähe. Ich habe nicht mehr viele soziale Kontakte, seit dem ich obdachlos bin und daher freue ich mich über jede menschliche Nähe, Zuneigung und Wärme. Vielen auf der Straße geht es so und daher halten wir zusammen. Ich bot ihm einen Schluck aus meiner Weinflasche an. Wie immer lehnte er ab. Peter trinkt nicht. Er ist der einzige den ich kenne, der das Straßenleben ohne Alkohol meistert. Ihm geben seine 3 Hunde die Kraft, jeden Tag aufs Neue aufzustehen und nicht aufzugeben. Vielleicht sollte ich mir auch einen Hund zulegen. Obwohl, ich komme selbst kaum über die Runden. Wie soll ich da mich auch noch um einen Hund kümmern? Peter musste weiter und bei der Verabschiedung konnte ich noch eine weitere Umarmung erhaschen. Kurz bevor ich an der Reihe war sah ich, dass auch alle Gänge und Flure bereits belegt waren. Darum entschloss ich mich die Nacht an einem warmen Ort am Alexanderplatz in der Nähe des Kaufhofes zu verbringen. Ich lief zur S-Bahn und fuhr zum Alex. Hoffentlich war der Platz noch frei. An kälteren Tagen ist dieser Platz sehr beliebt, da warme Luft aus einem Gitter von einem Heizungsraum aufsteigt. Vorsichtshalber rannte ich den Weg von der S-Bahn Station und kam außer Atem an. Der Platz war noch frei. Ich rollte meine Isomatte aus und legte meinen Schlafsack darauf. Dann trank ich den Rest aus meiner Weinflasche aus. Kurz vor dem Einschlafen wehte mir der Wind um die Nase und ich dachte voller Selbstironie, dass mein Wunsch in Erfüllung gegangen war.

Karolin Klünner (8.6)

Richtig und falsch zu unterscheiden, eine schwere Angelegenheit

Ein Tag im Leben von einem Gewissen

2.Preis der 7. und 8. Klassenstufe

„Alle raus, die auf der Westhälfte Dienst haben, die Sonne geht in wenigen Minuten auf“, durch ein Mikrophon sprach die Person am Schalter. Jeden Tag ruft sie aus, wer wann zu welcher Zeit Dienst hat. Jeder hat eine Nummer, mit der er benannt wird. Nummer 13 war in Deutschland stationiert, bei einem Bauern namens Gerhard Lingner.

„Gerhard, würdest du wohl bitte schon mal die Milch holen, wenn du aufgestanden bist“, eine Frauenstimme sprach und wartete gar nicht erst die Antwort ab. Nachdem Gerhard sich fertig gemacht hatte, ging er nach draußen in den Stall. Er sträubte sich nicht dagegen, denn es war Teil seines Alltags.

Nummer 13 hatte bis dahin nichts zu tun. Es gab keine Entscheidungen zu fällen, bei denen Nummer 13 ihm hätte helfen müssen. Also saß Nummer 13 einfach da und wartete.

Gegen zwölf Uhr war Gerhard unterwegs zur Kirche. Er wollte dort nicht beten, sondern studieren. Die Priester, Mönche und Nonnen unterrichteten seit einiger Zeit loyale Bauern und Bürger. Niemals hätte Gerhard daran gedacht, ein Mönch zu werden. Er war lieber Bauer. Des Öfteren hatte Nummer 13 versucht, ihn davon zu überzeugen, dem Kloster beizutreten, aber Gerhard liebte seine Freiheit und wollte sich nicht zu irgendetwas verpflichtet fühlen. Nummer 13 sah dies ein, schließlich wollte es niemanden zu irgendetwas zwingen.

In den Studienstunden war er immer sehr aufmerksam und zog sich dadurch oft den Unmut der anderen zu. Sie hatten jemanden gefunden, auf dem sie rumhacken konnten. Sie benahmen sich wie kleine Kinder, die einen Sündenbock gefunden hatten.

Mönch Petersen hatte eine Frage gestellt und Gerhard war mal wieder einer der ersten, der sich meldete. „Schon wieder der Gerhard.“ „Der muss doch immer den Klugen spielen!“ Viele waren genervt und mischten sich ständig ein. Manche interessierte der Unterricht nicht. Sie suchten Ärger. Ohne Nummer 13 würde Gerhard ausflippen und hätte seine Gefühle und seine Wurt nicht unter Kontrolle, aber durch die beruhigenden und sanften Worte von Nummer 13 blieb er ruhig und ignorierte es einfach.

„Ruhe!“ Mönch Petersen sprach ein Machtwort. „Gerhard?“, der Mönch erwartete die Antwort auf die Frage, auf die Gerhard sich gemeldet hatte. „Die Antwort auf ihre Frage ist, dass Galileo Galilei und Nikolaus Kopernikus das heliozentrische Weltbild erfunden haben, in dem die Sonne im Mittelpunkt des Universums steht.“ „Das ist korrekt.“ „War doch klar.“ Eine Frau hatte sich unaufgefordert zu Wort gemeldet. „Ignorier es einfach, wenn du sie nicht beachtest, dann verlieren sie irgendwann die Lust daran, dich runter zu machen. Sorge dich einfach um dein Studium und einen guten Abschluss“, flüsterte es ihm ins Ohr. Nummer 13 konnte nicht sicher sein, ob Gerhard auf ihn hören würde, es konnte nur hoffen, aber in dem Fall wusste es genau, es konnte sich auf ihn verlassen.

Auch nach Stundenschluss mussten Gerhards Studienkollegen erst noch ein paar blöde Sprüche loswerden, aber auch hier sprach Nummer 13 Gerhard Mut zu: „Gar nicht erst beachten, einfach weiter gehen. Die sind nur neidisch, du hast es nicht nötig, ihnen Kritik entgegen zustellen.“

Den Abend verbrachte Gerhard in seinem Zimmer, wo ihm Nummer 13 immer noch zur Seite stand. Gerhard arbeitete an Protokollen, er wollte später einmal Studierende unterrichten – so wie die Priester, Mönche und Nonnen – und dafür musste er gut aufpassen. Nummer 13 unterstütze dies vollkommen, denn es war

ganz in seinem Sinn, es war stolz darauf, zu sein, was es war, auch wenn es oft sehr anstrengend war. Es waren immer verschiedene Personen, mit denen Nummer 13 zu tun hatte, aber Gerhard war einer der besonderen Menschen, er hörte fast immer auf das, was ihm Nummer 13 sagte. Es hatte nicht viel zu tun bei Gerhard, aber es war immer wichtig, dass kein Mensch ganz ohne Hilfe auf sich alleine gestellt war.

Auch über Nacht müssen alle einsatzbereit sein, denn es könnte sein, dass jemand aufwacht und auch in diesen Situationen soll niemand alleine sein.

Nummer 13 hatte keine Lust mehr und ging nach Schichtende dorthin, wo jemand war, der jeden anhörte und für jeden ein offenes Ohr hatte.

Es sprach zu ihm: „Ist es das Richtige, wenn ich jeden Tag das Gleiche tue und keinen Gefallen daran finde, obwohl es wichtig und richtig ist? Immer muss ich sagen, was richtig und was falsch zu sein scheint. Fast nie habe ich Pause und auch nur einen Tag frei. Menschen können so unberechenbar sein. Nie tun sie, was sie sollen, nur was sie wollen.“

Ich kann nichts ausrichten, meistens hören sie ja doch nur auf den kleinen Teufel. Egal was man tut, Hauptsache zum eigenen Vorteil. Wozu bin ich dann noch da, wenn doch eh` keiner auf mich hört? Mir gehen die Argumente aus und denen fallen immer wieder neue ein, die sie irgendwo aufschnappen oder die ihnen der kleine Teufel verraten hat, indem er sie in ihrem Unterbewusstsein abgespeichert hat.

Sie wissen, was sie wollen und was nicht. Mir hilft niemand, nicht einmal das Helferlein aus Abteilung H3B weiß mir zu helfen. Es muss doch irgendwo geschrieben stehen, dass jeder – wie ich es einer bin – Anspruch auf freie Tage hat. Wen man jeden Tag mit den Menschen zusammenarbeitet und nicht beachtet und geachtet wird, wird man doch irgendwann irre.

Man hat keine Sekunde Zeit und muss zu jeder Zeit an allen Orten gleichzeitig sein. Immer aufpassen und mit dem Besten beraten und alles Voraus ahnen. Alles planen und bedenken, nichts vergessen und dann auch noch gute Argumente haben und überzeugend rüberkommen. Macht man auch nur einen Fehler, muss man ihn immer selbst ausbaden, und alles neu berechnen und planen. Selbst wenn man alles richtig macht und sich keines Fehlers bekennen muss, muss man ihn beheben und das nur, weil die Argumente nicht schlagkräftig genug waren.

Manchen Menschen ist schon gar nicht mehr zu helfen, natürlich versuchen wir auch sie zu überzeugen, was das Richtige ist und was nicht, aber das wissen Sie doch nur allzu gut. Meistens gewinnt aber doch der kleine Teufel. Egal wer man ist, egal wie gut man ist, egal wen man hat, irgendwann gewinnt der kleine Teufel doch.

Seit Jahrhunderten übe ich diese Tätigkeit aus und seit genau so langer Zeit haben sich die Menschen noch nicht geändert. Die Menschen sind genau so brutal wie früher, auch noch heute bekämpfen sie sich und führen Kriege miteinander.

Ich glaube nicht daran, dass sie sich ändern können. Zumindest nicht solange der kleine Teufel seine Finger im Spiel hat. Wenn er damit aufhören würde, dann hätten sie vielleicht noch eine Chance.

Aber ohne mich! Ich mach das alles nicht mehr mit. Ich kündige! Vorzeitiger Ruhestand. Ein Mensch zu sein ist manchmal leichter. Einfach alles von anderen machen zulassen und sich um nichts kümmern. Natürlich muss man sich noch

entscheiden und selbst durchs Leben gehen, aber was daran soll schon so schwer sein? Lieber wäre mir das als dieses Unendlich andauernde Leben. Seit 382 Jahren habe ich mich nicht mehr ausgeruht. Auch wir müssen uns mal erholen und ein wenig Freizeit haben. 24 Stunden am Tag arbeiten, sieben Tage die Woche und 365 Tage im Jahr, manchmal sogar 366 Tage.

Als hätte ich Lust, den lieben langen Tag rum zu hocken und immer das Gleiche zu tun. Auch ich brauche Abwechslung! Als ob es so leicht wäre. Kein Mensch und keine Person, die nicht ist wie ich, könnte das vollbringen, was ich und die anderen tagein und tagaus tun. Wer würde das schon aushalten? Ich nicht! Ich habe die Nase gestrichen voll! Ich mache Schluss, wenn sich nichts ändert. Sollen die Menschen doch ohne uns auskommen. Mir reicht es.

Wenn es doch nur wenigstens jemand würdigen würde, was wir tun oder uns jemand das unendliche Leben erleichtern würde, aber nein, alle und ganz besonders der kleine Teufel ruinieren alles. Das hält man doch im Traum nicht aus. Wie soll man vernünftig arbeiten, wenn doch alles zerstört wird. Auch ich brauche mal Aufmerksamkeit, aber die gibt mir auch keiner. Wieso müssen wir denen helfen, wenn diese doch so wieso nicht zur Kenntnis nehmen, dass man versucht ihnen zu helfen?

Auf den Versuch kommt es an, ich weiß, aber es dauerte bereits schon viel zu lange, wenn sich doch eh nichts ändert, können wir auch gleich wieder zurückkehren und sie ihrem Schicksal überlassen. Vielleicht würde die Welt im Chaos versinken, ja vielleicht, aber es ist nicht unsere Sache. Vielleicht muss man sie auch einfach mal sich selbst überlassen, damit sie merken, dass sie uns brauchen.

Jahrelang versuchen wir ihnen zu helfen und mindestens genauso lange lehnen sie diese Hilfe ab. Von mir aus, soll der kleine Teufel doch siegen. Ist mir recht. Ich gebe es auf, den Menschen kann man nicht helfen! Seit zu langer Zeit versuchen wir das gleiche.

Manche kann man einfach nicht eines Besseren belehren. Ich gebe zu, es gibt auch gute Menschen, diese Art von Menschen, wo man sagt, 'Wären doch alle Menschen so', dann müssten wir nichts mehr tun, oder zumindest fast nichts. Zum Beispiel Galileo Galilei, Nikolaus Kopernikus, Kolumbus oder Erasmus von Rotterdam, mein absoluter Lieblingsfall. Er nimmt an, was ich sage und hört auf mich, manchmal habe ich das Gefühl, er wüsste ganz genau, dass ich dort auf seiner Schulter sitze und in seinem Inneren bin, ein Teil von ihm, ein Teil von jedem. Wären alle wie er, würde mir das alles auch Freude und keine Last bereiten und trotzdem würde ich für meinen Urlaub kämpfen, denn es ist anstrengend. Aber so wie es ist, gehört es nicht zu meinen Aufgaben.

Vielleicht kapituliert auch der kleine Teufel irgendwann, wenn er merkt, dass er der Aufgabe nicht gewachsen ist. Vielleicht wartet er auch nur ab, bis wir kapitulieren.

Es kann doch sein, dass die Menschen alle nur so sind, wie sie sind, weil sie zu wenige Aufgaben selbst bewältigen müssen. Wir sollten sie mehr selbst entscheiden lassen, vielleicht lernen sie dann daraus.

Erasmus hat heute Morgen erst Zugang zum Königshaus und zur Hohen Geistlichkeit erlangt. Und das nur, weil ich ihm geraten habe, was er tun soll. Er hat auf mich gehört und sich sogar bedankt, ohne wahrscheinlich zu wissen, dass ich es ihm verriet. In drei Tagen soll er bereits als Lehrmeister arbeiten. Ist das denn gar nichts? Jeder sollte Urlaub bekommen, uns allen steht es zu.

Jeden Morgen, auch wenn ich schon gar nicht mehr weiß, wann das ist, weil ich immer tagsüber unterwegs bin und ist wo Nacht, begeben sich auf die andere Hälfte der Erdkugel. Auch nachts bin ich unterwegs. Eben dort, wo die Leute nicht schlafen, sondern hellwach sind. Sind sie betrunken, so hat der kleine Teufel leichtes Spiel. Betrunkene Menschen tun oft das Falsche und bauen Mist. Das liegt leider daran, dass Alkohol ein mit teuflischer Substanz hergestelltes Getränk ist. Aber das müsstet Ihr ja wissen.

Gerhard Lingner, ein Bauer, er ist sehr aufmerksam und lehrreich. Er ist knappe 20 Jahre und auf dem besten Weg zu studieren. Er möchte die Ethik studieren, wie die Moral funktioniert und wie man sie richtig einsetzt. Würden wir alle Menschen auf unser Gehen vorbereiten, so könnten sie lernen alleine auszukommen und dem kleinen Teufel zu widersprechen, wir könnten sie lehren zu denken wie wir.

Er als unser Überbringer der Moral. Unser Auserwählter. Ein Mann der anderen Menschen lehrt, was wir seit Jahrhunderten versuchen. Vielleicht hören sie eher auf einen Gleichgesinnten, als auf einen ihnen eigentlich Fremden. Sie haben uns doch noch nie gesehen, immer nur gehört. Wir wissen nicht einmal, ob sie denken, dass dies ein Teil von ihnen sei oder einfach etwas Übermenschliches in ihnen.

Eigentlich haben wir so überhaupt keine Ahnung von den Menschen. Noch nie hat jemand wirklich darüber nachgedacht, sie zu studieren. Ihre Lebensweise heraus zu finden. Wir sind immer nur von dem ausgegangen, was wir sahen und mitbekamen, alles andere war nur Nebensache. Aber um ihnen wirklich helfen zu können, müssen wir sie verstehen, jeden Einzelnen, wir müssen wissen, was in ihnen vorgeht und wie ihr Charakter ist. Verstehen Sie das nicht, sie sind unwissende Menschen, die nur gelehrt werden müssen, um zu erfahren, was wirklich ist.

Wir können ihnen helfen und uns genauso, wir müssen sie nur alles Richtige lehren und dass der kleine Teufel immer im Unrecht steht. Wenn sie verstehen, was richtig und was falsch ist und das auch alleine feststellen können, dann sind wir frei. Und die Freiheit ist es doch die wir wollen. Die Freiheit davon den Menschen beiseite zu stehen. Natürlich ist es schön, aber noch mehr ist es mühselig.

In all den langen und vielen Jahren haben wir sie doch nur unterschätzt. Sie waren mit zu wenigen Aufgaben beschäftigt. Alles haben wir ihnen hingestellt, dass alles nach Plan verläuft. Sie mussten zu wenig selbst entscheiden, wir haben für sie entschieden und gesagt sie sollen das tun. Die eigentlichen Schuldigen sind wir, dass sie so unterbelichtet und unwissend sind. Es ist unsere Schuld!

Wenn sich nichts ändert sehe ich mich dazu gezwungen, einzugreifen und das selbst in die Hand zu nehmen. Es macht keinen Spaß ihnen beizustehen, wenn man alles selber machen muss. Es ist mehr zur Schwerstarbeit geworden, als dass es nur eine Tätigkeit ist. Hätten wir ihnen nicht die Meinungsfreiheit genommen, wären sie womöglich selbstbewusster.

Spaß bei der Arbeit ist das, was man braucht, um den Beruf ordentlich und zuversichtlich aus zu üben. Mit Langeweile und Stress wird die Arbeit nur unordentlich, unzulässig und unbrauchbar erledigt.

Ich weiß genau, Sie und andere sehen das genauso, vielleicht trauen sich die anderen nur nichts zu sagen und wollen das aus Angst und Furcht vor Ihnen

einfach so hinnehmen, aber ich möchte etwas ändern und einfach Zeit für mich haben. Wir sind so viele, da fällt es nicht auf, wenn ein paar von uns Urlaub machen. Ich für meinen Teil möchte sofort darum bitten, ich kann das Leid und die Trauer nicht mehr mit ansehen. Sie müssten doch am besten wissen, was hier vor sich geht, Sie haben all das hier erschaffen, Sie müssten es ändern wollen, schließlich ist es ihr Werk, das nach und nach zusammen bricht.

Wie immer mehr Leute in den Bann des kleinen Teufels geraten, nur weil wir unsere Arbeit nicht zielstrebig und sauber erledigen, wie lange wollen Sie das noch mit ansehen und nichts dagegen tun?. So viel Unheil geschieht in der Welt da draußen. Das einzige, was wir machen, ist das Beste daraus zu machen und wenn es Probleme gibt, sie weitest gehend zu beheben oder in einer Ecke verschwinden zu lassen. Keiner von uns macht seine Arbeit noch mit Lust und Freude, alle nur im Wissen, dass es unsere Pflicht ist. Ich streike!

Und das ist mein letztes Wort."

Es verschränkte die Arme und wartete auf eine Antwort: „Ich weiß, die Welt ist nicht, wie sie es früher einmal war, aber es ist unsere Pflicht, die Menschen weiter zu unterstützen.

Ich werde deinen Rat und deine Bitte zur Kenntnis nehmen. Die freien Tage jedoch müssen warten. In drei Tagen plant der Portugiesische Gouverneur einen Krieg zwischen Portugal, Spanien, Frankreich und Griechenland.

Ich verspreche, deiner Bitte nachzukommen und dir und deinen Gleichgesinnten Urlaub zu geben. Aber nun müsst ihr genug Überzeugungskraft aufbringen und den kleinen Teufel, der vom Portugiesischen Gouverneur Besitz der Gedanken ergriffen hat, vertreiben. Weckt das Verständnis in ihm.

Mache deinem Amt ein letztes Mal die Ehre. Denke immer daran Nummer 13, du bist das Gewissen, ohne dich und die anderen würde die Menschheit untergehen. Womöglich hast du sogar recht mit deiner Behauptung, aber denke daran, die Zeit lässt sich nicht zurückdrehen und es ist, wie es ist. Du musst das Leben nehmen, wie es ist. Es hat einen Grund, dass Ihr - jeder für sich - das Gewissen ist, und nicht ein einfacher Mensch.

Ich weiß zu gut, das Leben ist schwer, auch für dich. Gerade wo du doch denkst, es sei unsere Schuld, dass die Menschen sind, wie sie sind. Es ist nicht leicht, eine Sache zu ehren und zu lieben, wenn sie Kummer und Schmerz bereitet, aber es ist unsere Aufgabe, und wir werden sie erfüllen.

Eines Tages wirst du die Menschheit in ein neues Zeitalter führen und bis es so weit ist, wirst du noch eine Menge leisten. Glaube mir, ich weiß es. Jeder hat eine Aufgabe und dies ist deine.

Mach, dass ich stolz auf dich sein kann, junges Gewissen."

Das Gewissen schaute erfreut zu Gott herauf, bedankte sich und führte genau dasselbe Leben fort, nur mit mehr Freude, Spaß und ein paar freien Arbeitstagen. Noch heute weist uns das Gewissen auf den Richtigen Weg hin, lässt aber auch mehr Entscheidungen den Menschen zu fallen, damit diese nicht zu viel Zeit haben Kriege und Kämpfe zu planen und auszuführen. Aus der Überzeugung die es gewann, durch die wieder gewonnene Liebe zur Arbeit, konnte es den Krieg verhindern.

16.700 Zeichen

ein Gewissen protestiert gegen Arbeitsüberlastung und die Unbelehrbarkeit der Menschen – der Text ist offensichtlich inhaltlich und sprachlich auf eigenem Mist

gewachsen, man spürt das moralische Engagement des Schreibers – es wird jedoch nur aus der Perspektive des Gewissens berichtet, nicht aus der des Erzählers; viele Wiederholungen, historisch geht einiges durcheinander, insgesamt unstrukturiert – fraglich, welchen Abschnitt man daraus vorlesen könnte

Anika Stoll (9.3)

Ein Tag im Leben des Todes

2.Preis der 9. und 10.Klassenstufe

22.11.2012; 22:17 Uhr

Amys Körper fiel leblos zu Boden. Ich sah mir das tote Mädchen an. Nach einiger Zeit trat ich über sie und murmelte ein paar Worte. Plötzlich quoll eine schwarze, undefinierbare, Masse aus ihrem kleinen Mund und schwebte zu mir herauf. Mit einem kehligen Geräusch, sog ich die Masse in mich hinein und drehte mich um. Zu diesem Zeitpunkt verschwand ich für gewöhnlich, doch dieses Mal war es anders. Dieses Mal war Alles anders. Ich drehte mich noch einmal zu dem kleinen, zerbrechlichen Mädchen um und betrachtete Es. Erneut gingen mir die Worte durch den Kopf: „Name: Amy Jackson; Alter: 7 Jahre; Todesursache: Von einem Pfeil ins Herz getroffen.“

Diese Worte verfolgten mich schon seit Wochen. Immer noch das kleine Mädchen betrachtend, kniete ich mich neben ihr hin. Die Worte hallten immer noch in meinem Kopf: „Name: Amy Jackson; Alter: 7 Jahre; Todesursache: Von einem Pfeil ins Herz getroffen.“ Irgendetwas an diesem Todesfall beschäftigte mich. Er unterschied sich irgendwie von allen anderen Todesfällen, die ich je gesehen hatte. Ich sah die kleine Amy an und empfand... Mitleid! So etwas war mir noch nie widerfahren. Dieses kleine Mädchen tat mir tatsächlich leid. Seit abertausenden von Jahren nahm ich den Menschen nun schon ihre Seelen. Seither hatte ich schon die erbärmlichsten Menschen, mit den traurigsten Schicksalen, gesehen, doch nie hatte ich etwas Ähnliches wie Mitleid mit ihnen empfunden. Ich verstand das Ganze nicht. „Name: Amy Jackson; Alter 7 Jahre; Todesursache: Von einem Pfeil ins Herz getroffen.“ Ich sprach diese Worte und kostete jede Silbe aus. Genau genommen, war ihr Todesfall, im Vergleich zu Anderen, nicht einmal wirklich tragisch. „Von einem

Pfeil ins Herz getroffen“ wiederholte ich langsam. So etwas durfte einfach nicht passieren! Nicht mir! Aufgebracht und verwirrt stand ich auf, drehte mich ruckartig um und rammte meine Sense in den feuchten Erdboden. Während ich mich in Rauch auflöste, sah ich ein letztes mal zu der kleinen Amy. „Name: Amy Jackson; Alter: 7 Jahre; Todesursache: Von einem Pfeil ins Herz getroffen.“

22.11.2012; 8:00 Uhr

Es war Mittwoch Morgen. Das hieß, Amy war unten in der Küche und verstaute Lebensmittel in den abgeranzten Schränken. Ich stand direkt neben ihr, doch sie konnte mich nicht sehen. Das konnten nur die Dahingegangenen. Noch immer hatte ich nicht herausgefunden, was mich an dem Mädchen so beschäftigte. Dafür verfluchte ich mich. Ich hatte mein großes Buch aufgeschlagen. In ihm, ist

jeder Todesfall aus der Vergangenheit und Zukunft vermerkt. Wie man sich denken kann, ist es weitaus dicker als es äußerlich scheint. Der Name eines jeden Menschen, welcher je existiert hat und je existieren wird, ist in diesem Buch vermerkt. Vom Ersten bis zum Letzten und zu jedem Namen sind Todesalter, -ursache, -zeitpunkt und, da die Zukunft beeinflussbar und somit unvorhersehbar ist, der momentane Aufenthaltsort. Jedes Mal, wenn sich die betreffende Person zu einem anderen Ort begibt, verändert sich diese Angabe. Ich blickte Auf Amys Abschnitt:

Name: Amy Jackson

Alter: 7 Jahre

Todesursache: Von einem Pfeil ins Herz getroffen

Todeszeit: 22. 11. 2012; 22:17 Uhr

Momentaner Aufenthaltsort: „Dombey & Son's Waisenhaus“ Rotherhide, London, England

1

Die letzte Zeile hatte sich, in Amys Fall, Noch nie verändert. Nicht, seit sie mit 2 Monaten in diesem Waisenhaus abgegeben wurde. Ich sah mir das kleine Bild , welches am Rand abgebildet ist, an: Ein kleines, blasses, Mädchen, mit rotem Haar und grünen Augen. Obwohl die Farbe ihrer Augen recht kräftig war, wirkte ihr Gesicht fad. Denn ihr Blick sagte mehr als tausend Worte: Sie sah einsam aus, verzweifelt, mit einem Hauch allmählicher Gleichgültigkeit. Sie schien nirgendwo, konkret, hinzusehen. Mein Blick wanderte vom Bild zu dem Mädchen, dass gerade dabei war

Milchtüten in einen gigantischen Kühlschrank zu legen. Ihr Bewegungen wirkten energielos, ihre Augen schienen alle Hoffnung verloren zu haben. Hätte ich Tränendrüsen, geschweige denn Augen, gehabt, so wäre mir mit Sicherheit einen Träne über die Wange gerollt. Erschocken stellte ich fest, dass ich Mitleid mit ihr empfand. Das war völlig neu für mich. Erschocken stellte ich fest, dass

während ich Amy beobachtet hatte, drei Menschen gestorben waren: Ein alter Banker in Texas, ein Neugeborenes in Somalia und eine Opernsängerin in Russland. Jeder dieser Todesfälle stimmte mich unwillkürlich traurig. Dies war außerordentlich seltsam, denn ich hatte mir diese Todesfälle vor einiger Zeit bereits im Buch angesehen, hatte aber rein gar nichts empfunden. Nun war ich froh,

dass ich nicht fähig war zu weinen. Ich stieß meine Sense auf die Küchenfliesen und löste mich in Rauch auf. Drei Seelen warteten auf mich.

22.11.2012; 10:03 Uhr

Fred rannte aufgeregt auf seinen besten Freund, Peter, zu. Er rief: „Du wirst nicht glauben, was mir mein Vater gekauft hat!“ Peter sah seinen Kumpel nur fragend an. „Einen echten Bogen, Pfeile und eine Zielscheibe!“ rief er euphorisch. „mein Vater hat gesagt, wir können nachher mit unseren Fahrrädern raus in den Wald, zur Jagdhütte meines Großvaters fahren und dort üben!“ Peter sah Fred skeptisch an und sagte: „ Du willst nach der Schule noch in den Wald fahren? Dafür brauchen

wir mindestens zwei Stunden.“ Schnell erwiderte Fred: „ Wir können in der Jagdhütte übernachten, morgen haben wir eh keine Schule!“ Schließlich gab Peter nach.

22.11.2012; 12:00 Uhr

Amy tuschelte mit ihrer besten Freundin, Laura. Noch immer war ich schwer am Nachdenken. Ich konnte mir einfach keinen Reim auf ihren Tod machen: Wie wahrscheinlich war es schon, in einem Waisenhaus von einem Pfeil getroffen zu werden? Vielleicht würde es helfen, wenn ich ihr und ihrer Freundin zuhörte. Auch nachdem ich näher an sie herangetreten war, verstand ich Nichts.

Schließlich dachte ich mir, dass es wohl am besten wäre, mich wieder an die Arbeit zu machen, es waren sicher schon wieder einige Menschen verstorben. Schon bei dem Gedanken daran, drehte sich mein nicht vorhandener Magen um.

22.11.2012; 18:24 Uhr

Nachdem ich etwa 20 Seelen eingesammelt hatte, beschloss ich, mich wieder Amy zuzuwenden. In circa Vier Stunden würde sie tot sein, da sollte ich die Zeit wohl ausnutzen. Ich schaute in mein Buch, man wusste ja nie. Ich erwartete das gewohnte „Dombey & Son's Waisenhaus; Rotherhide; London; England“ zu lesen, doch was ich sah, konnte ich nicht glauben: Laut dem Buch, befand sich Amy in einem Wald nahe London. Das Buch irrte sich nie, trotzdem schien es mir unwahrscheinlich. Wie zu Hölle war sie dorthin gekommen? Ich verrauchte rasch und tauchte im Wald wieder auf. Jetzt musste ich nur noch Amy finden.

22.11.2012; 19:05 Uhr

„Lass mich auch nochmal!“ rief Peter belustigt, während er Fred dabei zusah, wie er mit dem Bogen auf eine Zielscheibe schoss. „Komm schon!“ drängte Peter. Auf einmal konnte er es nicht mehr aushalten und gab Fred einen Schubs. Fred stolperte zur Seite und sein Pfeil sauste ins Gras. „Sag mal spinnst du?“ Schrie dieser aufgebracht. „Was, wenn ich ein Tier oder so getroffen hätte?“ Peter schnaubte verächtlich. „Hier? Hier lebt doch schon lange nichts mehr. Dein Großvater hat alles, im Umkreis von ein paar Kilometern abgemurkst.“ sagte Er. Fred schaute finster drein und murmelte: „Na schön, aber das zahl ich dir heim...“ Gleich darauf setzte er neu an, diesmal etwas lauter, „Lass uns erst mal rein gehen, mir ist kalt und mein Arm tut weh.“ Daraufhin gingen beide in die erstaunlich große Jagdhütte um eine Pause zu machen.

22.11.2012; 20:10 Uhr

Amy saß unter einem Baum. Sie sah erschöpft aus. War sie etwa den ganzen weg von Rotherhide bis hierher zu Fuß gelaufen? Ich würde es nie erfahren. Nun holte sie ein zerquetschtes Brot aus ihrer Tasche und begann es mit kleinen Happen zu essen. Auf einmal hörte ich ein lautes *flopp* . Es waren Fred und Peter, die offensichtlich wieder angefangen hatten, die Zielscheibe unter Beschuss

zu nehmen. Amy war aufgesprungen und rannte ziellos in den Wald. Ihr Brot hatte sie zurück in ihre Tasche gequetscht. Rasch wie der Wind folgte ich ihr. Anscheinend war Peter gerade an der Reihe, denn nicht allzu weit entfernt hörte ich Fred rufen: „Jetzt bin ich aber wieder dran!“ Kurz darauf hörte ich zwei Schreie. Erst den Von Peter, der zur Seite taumelte, dann den von Amy, deren Körper leblos zu Boden fiel. Ich sah mir das tote Mädchen an. Ein Pfeil steckte in ihrer Brust. Ich hörte

Peter und Fred fluchen, während sie zu Amy rannten. „Was hast du nur getan?!“ Jammerte Fred lautstark. „Ich?!“ Erwiderte Peter. „DU hast mich doch geschubst!“ Fred antwortete merklich empört: „Hättest du mich vorhin nicht gestoßen, wäre das alles nicht passiert!“ Beide sahen sich verzweifelt an. Als hätten sie beide das gleiche gedacht, rannten die beiden los. So schnell sie

konnten schnappten sie sich ihr Zeug, sprangen auf ihre Fahrräder und hauten ab. Schließlich trat ich über sie und murmelte ein paar Wörter. Niemals würde ich diesen Tag vergessen. Es war der

Tag, an dem ich durch die kleine Amy Jackson, das erste mal in meinem „Leben“ Mitleid empfand.

Und seit jenem Tag habe ich nicht mehr damit aufgehört.

Carla Hermanussen (9.3)

Es ist Mittwoch, der 17.

1.Preis der 9. und 10.Klassen

Es sieht aus wie eine schwarze Welle, als sich die Kirche füllt.

Frauen in langen schwarzen Kleidern und mit Hüten, die ihre tränengefüllten Augen verbergen.

Die meisten Männer tragen einen schlichten schwarzen Anzug mit einer schwarzen Rose im Knopfloch. Es herrscht Stille. Auch wenn es nun fast 100 Leute in der Kirche sein müssen, ist es ganz still. Das einzige Geräusch ist das Scharren der vielen Schuhe auf dem Kirchenboden.

Ich nehme das Ganze nur aus dem Augenwinkel wahr. Mein Blick ruht auf dem großen Bild von dem Jungen mit den braunen Augen und dem freundlichen Lächeln, das in einem goldenen Rahmen zwischen lauter Blumen auf dem Altar steht. Er ist mein Bruder. Vor sieben Tagen mit Freunden auf einer Party gewesen und auf dem Rückweg bei einem illegalen, nächtlichen Autorennen ums Leben gekommen. Das ist alles, was man über den letzten Tag seines Lebens weiß.

Mittlerweile hat auch das Trappeln aufgehört. Das Durcheinander hat sich gelegt und die Leute haben Platz genommen. Neben mir sitzt meine Mutter. In ihrer Hand ein seidenes Taschentuch. Sie redet nicht, schaut mich auch nicht an. In diesen Momenten erinnert sie mich an eine der Schaufensterpuppen aus ihrer Boutique. Neben ihr hat mein Vater Platz genommen. Auch er sitzt mit starrem Blick einfach nur da. Sie beide sind mir fremd, wie ich sie so sehe. Ich erkenne sie kaum wieder. Der Pfarrer nähert sich mit langsamen Schritten dem Altar und bleibt hinter seinem Redepult, direkt neben dem großen Foto stehen. Er schaut lange in die Menge ohne etwas zu sagen, trotzdem fühlt man sich mit ihm verbunden. „Finn Schwarz“ fängt er mit ruhiger Stimme an zu sagen „, um den wir heute trauern, war ein guter Junge! Seit dem Tag seiner Geburt kenne ich ihn. Habe mit, und auch von ihm gelernt. Einen so aufgeweckten Jungen habe ich selten gesehen. Und deswegen ist es schwer zu akzeptieren, dass ausgerechnet Finn von uns gehen musste. Meine Gedanken sind ganz bei der Familie und seinen Freunden.“ Er redet weiter, doch in Gedanken bin ich ganz wo anders. Ich habe das Gefühl, die braunen Augen auf dem Bild schauen direkt in meine. Sie schauen so freundlich und beschützend. Er lächelt. Er sieht so lebendig aus. Sein Anblick löst eine gewisse Wärme in mir aus. Diese Momente machen mir Angst. Der Therapeut aus dem Krankenhaus sagt, ich habe es noch nicht verarbeitet, dass er nicht mehr da ist. Doch ich weiß nicht, ob das wirklich

der ganzen Wahrheit entspricht. Diese Verbindung zwischen uns, die immer so selbstverständlich gewesen war, dieses Bruder-Schwester Verhältnis ist nicht gebrochen. Auch wenn er nicht mehr bei uns ist, ist diese Bindung geblieben.

Als der Pfarrer zum Gesang anstimmt, halte ich es nicht mehr aus. Ich stehe auf und verlasse mit schnellen Schritten, aber leise die Kirche. Niemand schaut mir nach. Nicht einmal meine Mutter dreht sich zu mir um. Sie ist ganz versunken. Draußen schlägt mir ein kalter Wind entgegen. Regen fegt in mein Gesicht. Mein schwarzes Kleid ist in Sekundenschnelle durchnässt und in meinen Schuhen sammelt sich das Wasser. Meine Jacke hängt noch in der Kirche, doch alles was ich jetzt grade nicht möchte, ist dorthin zurück zu gehen. Es drängt mich weg von hier. Ich will das nicht. Ich will nicht da sitzen und um ihn trauern. Will nicht akzeptieren, dass er mich im Stich gelassen hat.

Ich laufe los. Ohne ein bestimmtes Ziel renne ich durch dunkle Gassen und über große, verlassene Plätze.

Bei diesem Wetter bleiben die Menschen zuhause. Sie gehen nicht raus, verkriechen sich lieber hinter ihren Fernsehern und vergessen die Welt hier draußen. Ich aber liebe den Regen. Wenn ich spüre, wie er meine Kleidung durchnässt, wie diese langsam immer schwerer wird und sich an mich schmiegt, wenn der beißende Wind mir meine klitsch nassen Haare ins Gesicht wirft und die Blätter der Bäume und Sträucher unter den Regentropfen auf und ab wippen, fühle ich mich lebendig und stark. Ich biege nach links in eine kleine Nebenstraße. Hier ist es noch dunkler als zuvor. Ich kann das Ende der Straße nicht sehen, aber ich kann nicht aufhören zu laufen. Je weiter ich in die Gasse laufe, desto dunkler wird es. Links und rechts stehen hohe Häuser, beim Laufen sehe ich weder Fenster noch Türe. In regelmäßigen Abständen zweigt rechts eine kleine Gasse ab. An bestimmt vier oder fünf bin ich schon vorbei gelaufen. Als ich an der nächsten ankomme lassen langsam meine Kräfte nach und ich biege in die kleine Gasse ein. Als ich meine Füße auf das Kopfsteinpflaster setze wird mir schwindelig. Ich will mich an einer Mauer festhalten, doch sie bietet keinen Halt. Sie gibt nach und verwandeln sich in Rauch, der mich einhüllt. Der Rauch wird immer dichter, bis ich nichts mehr sehen kann. Plötzlich zieht mich ein Sog nach unten und es gibt nichts was mich hätte halten können. Wehrlos werde ich in die Tiefe gerissen, ohne zu ahnen wohin, oder wann es endet.

Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, sehe ich unter mir eine Allee, umgeben von, in der Dunkelheit gerade noch erkennbaren, wunderschön blühenden Kirschbäumen. Entweder ich träume, oder ich schwebe wirklich. Auf der Allee ist weit und breit niemand zu sehen. Von irgendwo her kommt Musik. Ich kenne diese Musik. Und bevor ich mich erinnern kann woher fährt unter mir ein Auto mit geöffnetem Schiebedach vorbei. Aus dem Auto dringt: „what a world, what a wonderful day!“

Da fällt es mir wieder ein. Letzen Sommer, wenn mein Bruder und ich draußen im Park gewesen waren, lief dieses Lied im Kofferradio. Jedes Mal hatten wir auf laut gestellt und einfach nur zugehört. In dem Auto sitzen fünf Jungs. Etwa Anfang zwanzig. Sie singen laut mit und lachen. Einer der Jungs dreht sich um und schaut in den Himmel. Ich kenne ihn. Er heißt Luis und ist der beste Freund meines Bruders. Ein Schauern läuft mir über den Rücken und ich versuche mich zu schütteln, um aufzuwachen. Das kann nur ein Traum sein. Ein böser Traum. Fast so wie die, die ich fast jede Nacht nach Finns Tod hatte. Doch so sehr ich mich auch schüttelte, nichts verändert sich. Immer noch hänge ich in der Luft über der Landstraße. Aus einer Nebenstraße taucht ein weiteres Auto auf. Ein weißes Cabrio. Es leuchtet im Licht der Scheinwerfer. Die Insassen aus beiden

Autos rufen laut. Sie veranstalten ein Wettrennen. Doch mit einem Mal schwenkt das Cabrio aus. Jetzt höre ich Schreie. Mein Körper verkrampft sich und ich schließe die Augen. Bevor ich meine Augen wieder öffnen kann, ist es ganz still. Jetzt höre ich nichts mehr. Die Schreie sind verklungen. Das Licht erloschen. Es ist nur noch das bedrohliche Rascheln der Bäume zu hören.

Mir wird schlecht. Die dunklen Gassen. Der Nebel. Der Sog. Das alles müsste bedeuten, ich wäre in die Vergangenheit gereist. Aber zu welchem Zweck? Diese Frage brauche ich mir eigentlich nicht zu stellen, er liegt auf der Hand. Der Rauch umgibt mich erneut und augenblicklich stehe ich wieder in der kleinen Gasse mit den eng stehenden Häusern. Ich schaffe es nicht, mich vom Platz zu rühren. Ich merke, wie mir eine Träne über die Wange läuft.

Plötzlich spüre ich eine Hand auf meiner Schulter. „Alles klar Mädchen?“ fragt eine kratzige Stimme. Ich drehe mich um und hinter mir steht ein älterer Mann mit besorgtem Gesicht.

Die Gasse ist nun erleuchtet. Die Sonne scheint und die belebte Straße ist nicht mit der gestrigen zu vergleichen. Es ist die große Einkaufsstraße bei uns im Dorf.

Ich schaue den Mann aus großen Augen an. „Können sie mir sagen, welcher Tag heute ist?“ frage ich etwas unbeholfen. Ich muss wissen, ob ich nur schlecht geträumt habe, oder ob die Bilder, die ich eben gesehen habe, der Wahrheit, und zwar der heutigen entsprechen. „Aber natürlich!“ antwortet er mit einem etwas besorgtem, aber netten Lächeln. „Es ist Mittwoch der 17. Wieso?“ Vielleicht hätte ich doch nicht fragen sollen. „Sind sie sicher?“ frage ich vorsichtshalber nochmal nach. „Aber ja!“ lacht er. „Mädchen, was ist denn los? Geh besser schnell nachhause. Du bist verwirrt.“ Oh ja. Verwirrt bin ich tatsächlich. „Wenn du mich noch brauchst, ich betreibe den kleinen Kiosk dort drüben.“ Lächelt er. „Und pass auf, dass du nächstes Mal nicht mitten auf der Straße stehen bleibst!“ Damit wendet er sich von mir ab und geht auf seinen Stock gestützt zurück zu seinem Kiosk. In meinem Kopf beginnt es zu laufen. Straße? Na klar. Ich muss die Kirschblüten Straße finden. „Hey. Warten sie!“ rufe ich ihm hinter her und laufe so schnell ich kann zu seinem Laden. Er dreht sich um und schaut mich fragend an. „Kennen sie eine Straße, hier in der Nähe, mit vielen, rosa blühenden Kirschbäumen? Und haben sie eine Tageszeitung für mich?“ frage ich. „Du bist das mit Abstand seltsamste Mädchen, das ich kenne.“ Er dreht sich um und legt mir eine Zeitung auf den Tresen. „Aber warte. Das kann eigentlich nur die Gartenallee sein.“ Er tippt auf die Zeitung, auf dessen Titelblatt groß: *Straßenumbau, Gartenallee* steht. „Ich kenne keine andere Straße, die solch schönen Bäum hat!“ Ich fasse mir an dir Stirn. Natürlich, da hätte ich auch selbst drauf kommen können. Ich nehme die Zeitung und laufe los. „He, wo willst du denn hin, Mädchen?“ „Vielen Dank“ rufe ich ihm noch zu und ohne eine weitere Antwort abzuwarten springe ich in die Straßenbahn 5, die zur Gartenallee fährt. Es ist heiß draußen und in der Straßenbahn ist es schwül. Ich setze mich auf einen freien Platz am Fenster. Bis Endstation dauert es fast 20 Minuten. Ich klappe die etwas zerknitterte Zeitung auseinander. Als ich den Artikel gelesen habe, brauche ich erst mal eine kleine Denkpause. Ab heute beginnen auf der Allee Bauarbeiten, weswegen die Allee gesperrt ist. Ich erinnere mich an das Wettrennen. Ich muss die Nebenstraße finden und das Cabrio davon abhalten auf dieser zu fahren, und mit dem Auto meines Bruders zusammen zu stoßen. Mir wird bewusst, dass es ziemlich absurd ist, dass ich in der Vergangenheit bin und die Chance bekomme, meinen Bruder zu retten. Voller Elan springe ich aus der Bahn. Ich werde von warmem Sonnenschein und dem Duft von Hagebutten empfangen. Wüsste ich nicht, wieso ich hier bin, wäre es ein wunderschöner

Sommertag. Als die Bahn abgefahren ist, schaue ich mich ein wenig um. Ich kann nichts entdecken als die Weite der Allee und die schönen Kirschbäume. In mitten derer steht einzeln und verlassen die Haltestelle. Ich versuche mich krampfhaft an die Bilder zu erinnern, die ich von oben gesehen habe. Mein Blick schweift über die umliegenden hohen Maisfelder. Da fällt mir ein dunkler Streifen im einen Feld auf. Ich laufe darauf zu. Als ich völlig aus der Puste dort ankomme sehe ich, dass es nicht irgendein dunkler Streifen ist. Nein, es ist eine kleine Straße. Als ich um die Ecke biege erkenne ich die Straße, es ist die, aus der das Cabrio kommen soll. Mein Herz schlägt schneller. Aber wie jetzt weiter? Ich habe die Straße gefunden, aber wie soll ich das Cabrio davon abhalten, hier um die Ecke zu biegen und meinen Bruder...ich will gar nicht daran denken. Es war keine sonderlich gute Idee gewesen, hier her zu fahren. Wie soll ich denn hier ein Auto stoppen wenn es stock dunkel ist? Womöglich werde ich dann vor meinem Bruder tot sein. Enttäuscht und ratlos beschließe ich, wieder zur Einkaufsstraße zurück zu fahren und dort weiter zu überlegen. Die Bahn kommt erst in 10 Minuten. Ich lasse mich ins hohe Graß fallen und überlege, wie mein weiteres Vorgehen aussehen könnte. Als die Bahn kommt setze ich mich auf den vordersten Platz, sodass ich raus schauen kann. Die ganze Fahrt über schwirren mir immer wieder die Bilder durch den Kopf. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr habe ich das Gefühl von Machtlosigkeit. Wie soll ich es schaffen, diesen Unfall zu verhindern?

Die mechanisch klingende Stimme kündigt meine Station an und ich erhebe mich schleppend. Es sind mindestens 30 Grad draußen und noch bevor ich aus der Bahn raus bin, schlägt mir eine Hitzewelle entgegen. Nun stehe ich wieder in unserer Einkaufsstraße und schaue auf den gegenüberliegenden Kiosk. Auf der anderen Straßenseite steht ein Auto. Neben dem Auto stehen ein paar Männer und ein Mädchen. Sie haben mir den Rücken zugewandt. Da dreht sich das Mädchen um und schaut direkt in meine Richtung. Das Mädchen bin ich. In letzter Sekunde schaffe ich es, mich hinter die neben mir stehende Litfaßsäule zu retten. Mein Herz rast. Ich habe so etwas zwar schon im Film gesehen, aber sich selbst gegenüber zu stehen, ist ein seltsames Gefühl.

Ich spähe vorsichtig hinter der Säule hervor. Sie stehen beim Auto, reden miteinander und lachen. Ich scheine mich nicht gesehen zu haben. Mein Herz schlägt schneller, als sich einer der Jungs umdreht. Es ist mein Bruder. Und da fällt mir auch ein, um welche Situation es sich hier handelt. Ich habe meinen Bruder zum Auto gebracht, als er losgefahren ist. Aber was habe ich danach gemacht? Krampfhaft versuche ich mich daran zu erinnern. Bin ich geblieben, bis sie gefahren sind? Nein, bin ich nicht. In meinem Kopf dreht sich alles. Ich versuche meine Gedanken zu ordnen. Da sehe ich, wie ich mich verabschieden will. Genau! Ich auf dem Platz drücke meinem Bruder einen Kuss auf die Wange.

Dieses Bild versetzt meinem Herz einen Stich. Mein anderes Ich dreht sich um und verschwindet um die nächste Ecke. Ich beobachte, was mein Bruder und seine Freunde machen. Plötzlich setzt sich einer von ihnen, ich kann nicht genau erkennen, wer es ist, ins Auto und dreht den Zündschlüssel um. Der Motor jault auf. Ich will schreien und auf sie zu rennen, aber da steigt er wieder aus und wirft die Tür zu. Sie lachen und gehen zum Kiosk gegenüber. Der Motor läuft immer noch. Da kommt mir eine Idee! Es ist wagemutig, aber wahrscheinlich meine einzige Chance: Als sie im Kiosk verschwunden sind, renne ich geduckt auf das Auto zu. Durch das Fenster sehe ich den Schlüssel im Schloss stecken. Mein Herz schlägt schneller, als ich die Tür öffne, mich über den Sitz beuge und den Schlüssel heraus ziehe. Augenblicklich verstummt der Motor. Ich schlage die Tür zu und schmeiße den Schlüssel in das erst beste Loch, das ich sehen kann.

Ein Gulli. Vielleicht nicht der beste Ort, aber zumindest werden sie ihn dort nicht so schnell wieder heraus bekommen. So schnell ich kann renne ich wieder auf die andere Straßenseite. Gerade noch rechtzeitig bevor die fünf wieder aus dem Kiosk kommen. Der, der eben den Schlüssel hat stecken lassen, macht die Tür auf und sieht plötzlich sehr verwundert aus. Aufgeregt zeigt er auf das offene Auto. Die anderen vier drängen sich um die Tür. Als sie alle bemerkt haben, dass der Schlüssel nun wirklich nicht mehr da ist, sehen alle etwas perplex aus. Da schmeißt der eine die frisch gekaufte Flasche zu Boden und ein anderer brüllt über den ganzen Platz: „Scheiße!“ Sie toben. Aber ich lehne mich an die Litfaßsäule und sinke erschöpft lächelnd zu Boden. Wieder werde ich von Rauch eingehüllt. Ich schließe die Augen.

Als ich sie öffne sitze ich wieder in der dunklen Gasse. Es regnet wieder in Strömen und meine Kleidung ist komplett nass. Ich sehe an mir runter. Plötzlich höre ich laute Stimmen. „Merle! Wo bist du?“ Die Stimme kenne ich. Freudig springe ich auf. Als ich um die Ecke biege, sehe ich meinen Bruder. Er steht, auch völlig durchnässt vor unserer Haustür und schaut sich suchend um. Ich renne auf ihn zu und falle ihm um den Hals. Es ist so wunderbar, ihn wieder so nah an mich drücken zu können und sein Herz schlagen zu spüren. Er schiebt mich ein kleines Stück weg und schaut mich verwirrt an. „Ist alles in Ordnung, Merle?“ Ich lache. Ich kann nicht anders, aber ich bin so glücklich. Ich nicke heftig und drücke ihn an mich. Er murmelt etwas, dann gehen wir ins Haus.

Am nächsten Tag, Sonntagvormittag, scheint die Sonne wieder und meine ganze Familie und ich laufen mit einem Eis in der Hand durch die Einkaufspassage. „Und dann war plötzlich der Schlüssel weg“ erzählt mein Bruder ganz aufgeregt von Samstagabend. „Wir haben ihn bis jetzt nicht wieder gefunden!“ Ich versuche nicht zu grinsen. Wir biegen in die Einkaufsstraße ein. „Genau hier war das!“ ruft mein Bruder und zeigt auf den mittlerweile leeren Parkplatz. Ein Moment lang liegt mir auf der Zunge, in zu fragen, ob er schon im Gully gesucht hat. Ich verkneife es mir, auch mein Grinsen. Wir laufen über den Parkplatz. „Hallo Mädchen.“ Höre ich eine Stimme hinter mir. Ich drehe mich um und sehe den netten alten Mann in seinem Kiosk stehen und mir winken. Ich winke zurück. Meine Eltern und Finn schauen mich verdutzt an. „Kennst du den?“ fragt mein Bruder. Jetzt kann ich mir mein Grinsen nicht mehr verkneifen.

June Tomiak (10.2)

Steine im See

Im Sommer sitze ich oft auf dem Steg am See und denke nach.

Manchmal über das, was ich sehe und manchmal auch über die Welt und das Universum. Wenn ich also auf dem Steg sitze, meine Füße im Wasser baumeln und die kleinen Wellen im See ans Ufer schlagen dann kann ich mir nichts besseres vorstellen. Außer vielleicht noch ein paar Blaubeeren dazu. Und während ich mir das denke, bin ich auch schon eingenickt.

In meinem Traum schwebe ich hoch oben über der Welt und dennoch bin ich zu meiner Verwunderung nicht allein. Seltsam aussehende Menschen treiben durch die Luft und wirken vertieft in ihre Gedanken. Ein älterer Herr mit langem geflochtenem Bart und einer großen Taschenuhr, die wie eine Kette an seinem Fuß hängt und droht, ihn nach unten zu ziehen, treibt auf mich zu. In seiner

Hand hält er eine kleine Glasflasche. Er drückt sie mir in die Hand und wird sofort danach von der Uhr nach unten gezogen.

Ich sehe ihm verwundert nach und bemerke gar nicht wie ich immer höher steige. Die Flasche fühlt sich unendlich schwer an und trotzdem ist es beruhigend sie in der Hand zu halten. Auch ich vertiefe mich nun in Gedanken über die Flasche und achte nicht mehr auf meine Umgebung. Die Glasflasche ist halb voll mit einer zähen, blau-grauen Flüssigkeit. Ich öffne Flasche und trinke einen kleinen Schluck.

Die Flüssigkeit fühlt sich schwer an und als ich sie hinunter geschluckt habe fühle ich mich selbst schwerer und immer schwerer. Ich schaffe es nicht mehr meine Augen offen zu halten und bin für eine kurze Zeit weggetreten. Als ich die Augen wieder aufschlage merke ich, dass ich wieder Boden unter mir habe. Doch trotzdem fühle ich mich anders. Um mich herum bemerke ich plötzlich Fische und Wasserpflanzen und unter mir hellen Sand. Erst jetzt realisiere ich, dass ich mich unter Wasser befinde. Alles ist hell und ich kann die Wasseroberfläche weit über mir erkennen. Ich scheine am Grund des Sees zu liegen.

Das Wasser ist angenehm warm und die leichte Strömung scheint vom Bach am anderen Ufer herzurühren. Die Pflanzen sehen aus als würden sie in ihr tanzen. Alles hier scheint von einer Leichtigkeit beflügelt wie ich es noch nie gesehen habe. Die Fische und Pflanzen wirken alle so ruhig, im Gegensatz zur Hektik an der Oberfläche. So schwer wie ich mich fühle wirkt das alles unverständlich. Wie habe ich es nur geschafft so viele Dinge im Kopf zu behalten, tagelang kaum Pausen zu machen ? Plötzlich begreife ich, warum ich mich so schwer fühle.

Ich erinnere mich eine Flüssigkeit getrunken zu haben und ich weiß nun auch was es war.

Es war Stein. Stein, zu dem ich nun geworden bin.

Ich befinde mich am Grund des Sees, bin ein Stein und habe das einem Mann mit geflochtenem Bart und einer Taschenuhr am Bein zu verdanken.

Ob er mir wohl mit Absicht einen ganz neuen Blickwinkel ermöglicht hat ?

Ich fange an langsam zu verstehen, dass ich mich nicht oft genug auf die offensichtlichen Dinge des Lebens konzentriert hatte. Durch das stille Treiben um mich herum wird mir bewusst, dass manchmal die kleinen Sachen das größte sein können.

Ich blicke zur Wasseroberfläche und sehe, wie jemand auf dem Steg die Füße im Wasser baumeln lässt.

Wieder nicke ich ein.

Robynne Winkler (10.2)

Ein Tag im Leben des Märzhasen

Ihr fragt, warum ich niemals ohne mein Riechsalz aus dem Haus gehe? Nun, ihr werdet es erfahren.

Wie ihr wisst, bin ich heute hier zusammengekommen um euch eine fantastische Geschichte zu erzählen. Sie ereignete sich vor ungefähr vier Jahren, doch was damals geschah, kann ich mir ebenso klar vor Augen führen, als wären es nur drei Jahre gewesen.

Alles begann, denke ich, damit, dass ich nicht wie gewohnt in meiner Kammer sondern in einem Kaninchenbau erwachte. Ich kam nicht umhin festzustellen, dass dies eine deutliche Verbesserung meiner Lebensumstände bedeutete, denn der Kaninchenbau war, ganz im Gegensatz zu meiner Kammer, äußerst geschmackvoll eingerichtet. Auch der Inhalt des Kleiderschranks übertraf meine Erwartungen. Ich hatte die Wahl zwischen einem Nadelstreifenanzug, einem Krokodilskostüm und einem wollenen Reisemantel. Aus Gründen, die mir offen gestanden entfallen sind, entschied ich mich für den Nadelstreifenanzug. Erst als ich mich im Flurspiegel betrachtete, fiel mir etwas auf, das mich für einen kurzen Moment ganz in Anspruch nahm. Ich war ganz offensichtlich ein Hase. Es wundert mich, dass ich damals so lange gebraucht habe um es zu bemerken, schließlich ist es in höchstem Maße unnatürlich, dass der Bewohner eines Kaninchenbaus selbst ein Hase ist. Diese Erkenntnis beunruhigte mich, bis mir einfiel, dass es ebenfalls unnatürlich ist, als Mensch einzuschlafen, um dann als Hase aufzuwachen. Beides erscheint unmöglich und unglaublich und doch hatte ich von Leuten gelesen, die schon vor dem Frühstück an sechs unmögliche Dinge glaubten und mit dem Gefühl, dass vielleicht doch alles in Ordnung war, fasste ich den Entschluss die Gegend zu erkunden. Draußen, vor dem Eingang des Baus, wartete bereits eine Kutsche auf mich. Es war eine ausgesprochen schäbige Kutsche, gezogen von einem Zirkuspferd und drei Schildkröten. Der Kutscher war ein mürrischer Schimpanse, der immerzu Zigarre rauchte. Als ich aus dem Bau trat, winkte er mir zu und rief etwas, was ich nicht verstand, also trat ich näher an ihn heran. Es fiel mir jedoch auch auf diese Entfernung schwer ihn zu verstehen, denn er nuschelte sehr stark. Dies war dem Umstand geschuldet, dass er für die Zügel beide Hände brauchte und so beim Sprechen ständig Gefahr, lief seine Zigarre zu verlieren. Das wiederum konnte er nur verhindern, indem er sie mit den Zähnen festhielt, was die Sprachqualität, wie erwähnt, sehr einschränkte.

Was er sagte, war: „Esch ischt mihr eihne Ehre, Euch folgenge Einglagung schu üwherbringeng.“ Mit diesen Worten und einem unverändert missgelauntem Gesichtsausdruck, streckte er mir ein zusammengerolltes Stück Papier entgegen. Ich wickelte es auseinander und las:

Lieber Märzhase,

wie du ja sicher weißt, hast du heute Geburtstag.

Die Haselmaus und ich haben gemeinsam beschlossen dieses Jahr etwas besonderes zu machen. Wir feiern nicht Geburtstag. Daher bist du herzlich eingeladen uns nicht zu besuchen. Wenn du aber trotzdem kommen möchtest, kannst du das gerne tun, wir feiern dann stattdessen den Nicht-Geburtstag der Haselmaus. Wenn du kommst, bring bitte ein Geschenk mit.

Herzliche Grüße, vom Hutmacher und der Haselmaus.

„Aha, ach so, ich bin also der Märzhase,“ dachte ich mir und war einigermaßen guter Dinge als ich in die Kutsche stieg und dem Schimpansen mitteilte, ich würde sehr gerne zum Hutmacher fahren. Es wurde allerdings eine sehr langsame Fahrt und ich wäre wohl zu Fuß schneller gewesen, denn die

Schildkröten - schon von Natur aus langsam - waren nur darauf konzentriert, den Hufen des Zirkuspferdes auszuweichen. Das Zirkuspferd indessen streckte sich vergeblich nach einem Schokoladenkuchen, der an einer Schnur hing, die an einem Stock befestigt war, den der rauchende Schimpanse in seiner Hand hielt. Jetzt war er natürlich gezwungen beide Zügel in einer Hand zu halten, was dem Zirkuspferd noch mehr Bewegungsfreiheit gab und so den Schildkröten noch mehr Aufmerksamkeit abverlangte. Wenn der mürrische Kutscher geglaubt hatte, mit dem Schokoladenkuchen würde er die Fahrt beschleunigen, hatte er sich getäuscht.

Den Rest der Fahrt habe ich verschlafen. Daher kann ich auch nicht mit Sicherheit sagen, weshalb die Kutsche über die Uferböschung in den Fluss gerutscht ist. Der Kutscher behauptete, er habe, einer plötzlichen Eingebung folgend, nach rechts gelenkt und würde es auch nicht bereuen. Ich habe aber den leisen Verdacht, dass er genauso tief und fest geschlafen hatte wie ich. Das unfreiwillige Bad jedenfalls hat ihn in jeder Hinsicht kalt erwischt.

Ich bedankte mich also höflich für die angenehme Fahrt, watete ans Ufer und kletterte den Hang bis zur Straße hinauf. Als ich mich umsah, konnte ich durch die Bäume hindurch gerade noch erkennen, dass der Schimpanse es sich auf dem Dach der Kutsche bequem gemacht hatte und den Schildkröten zusah, wie sie abwechselnd nach dem Schokoladenkuchen tauchten.

Ich war im Grunde ganz froh, nun doch nicht zum Hutmacher zu müssen, denn ich hatte ja kein Geschenk. Und so bog ich nach links in einen schattigen Waldweg ein. Ich hegte die leise Hoffnung, irgendwann auf ein Gasthaus zu treffen, schließlich hatte ich den ganzen Tag noch nichts gegessen. Als ich dem Weg etwa eine halbe Stunde lang gefolgt war, kamen mir drei Damen in Festtagskleidung entgegen geritten. Was dem Betrachter dieser Szene zuallererst auffallen musste, war die Statue der drei Frauen. Sie waren nämlich allesamt kolossal dick. Als ich mit ihnen ungefähr auf einer Höhe war, entdeckte mich die jüngste von ihnen. Ich winkte ihr freundlich zu, doch anstatt zurück zu winken, schrie sie auf und fiel ohnmächtig aus ihrem Sattel. Auf diese Reaktion war ich, offen gestanden, nicht vorbereitet und so brauchte ich einen Moment um meiner Verwunderung Herr zu werden. Nun wurden auch die beiden anderen, offenbar ihre Schwestern, auf mich aufmerksam. Ich räusperte mich und sprach: „Nur die Ruhe meine Damen, sie brauchen sich nicht weiter zu ängstigen. Was auch immer...“ Doch weiter kam ich nicht. Die wohlbeleibten Damen waren der ersten nämlich auf den Boden gefolgt. Für einige Sekunden stand ich nur da, dann beugte ich mich dem Gruppenzwang, erbleichte und sank ebenfalls auf den staubigen Waldboden.

Ich muss eine ganze Weile weggetreten gewesen sein, denn als ich wieder zu mir kam, war um mich herum kein Wald mehr da. Ich lag wieder in meiner Kammer und aufgewacht war ich, weil meine Haushälterin wie jeden morgen gegen die Tür geklopft hatte. Das war er also gewesen, mein Tag im Wunderland. Ich beschloss, unverzüglich einen Termin mit meinem Hausarzt zu vereinbaren, denn falls ich mich jemals in einer ähnlichen Situation wiederfinden sollte, wäre ich gerne besser gewappnet. Dieser empfahl mir, immer ein Päckchen Riechsalz bei mir zu tragen. Und deshalb Freunde, weil ich nie wieder die Chance auf großartige Abenteuer verpassen will, gehe ich nicht ohne mein Riechsalz vor die Tür.

Yannik Sonnenberg (12.Jahrgang)

Der goldene Topf – Eine niederträchtige Bürde

2.Preis der Oberstufe

Edler Leser,
lange Zeit ist es mir nicht gelungen, auch nur ein Wort zu schreiben. Immer wenn ich nach den Wörtern griff, entglitten sie mir wie ein Paar nasse Schlangen. Was daraus folgte, war Desillusion, hatte ich doch jene Genialität eingebüßt, mit Worten umzugehen. Beraubt meiner Ideen, beraubt meiner Inspirationen und meiner Fähigkeit auch nur irgendwas zu schreiben. Schuld waren die Qualen, welche mich in Form eines Traumes, der mich jede Nacht, seit dem Streit zwischen mir und Archivarius Lindhorst, heimsuchte, wach hielten. Welcher auch dafür sorgte, dass ich meine Anstellung am schwarzen Tor verlor. Dabei war der Grund so banal wie unwichtig. So hatte ich mein Manuskript, welches nach Archivarius Lindhorst nur für atlantische Geschichtsbücher bestimmt sein sollte, veröffentlicht. Er tobte und fluchte. Wahrscheinlich belegte er mich mit einem Bann, der meine Hand verbrannte, wenn ich auch nur daran dachte zu schreiben. Die Sehnsucht nach dem Schreiben tat ihr übriges. Was den Traum anbelangt, so träumte ich ihn jede Nacht. Die Handlung beschrieb immer dieselben Bahnen. Immer saß ich an einem mir unbekannten Ort, an einem Schreibtisch, der meinem gänzlich unähnlich war. Vor mir auf dem Tisch lagen Pergament und Feder sowie zur meiner Rechten ein Tintenfass. Es fing damit an, dass sich aus dem Pergament ein Gesicht bildete, ein altes, runzliges, eines, das den Gesichtern der betagten Marktfrauen, welche des Morgens am schwarzen Tor standen, glich. Das Gesicht redete mir, mit krächzender Stimme, gut zu und trug mir anschließend Verse vor. Sie lauteten:

*Wie lang willst du erdulden den Zwist,
der deinen Geist zermartert,
zu dem dich Salamander mit List,
hat verdonnert.*

*Kämpfe Schreiberling,
hör auf, dein Wort zu dämpfen,
steh auf und sing,
lass uns schreiben und kämpfen.*

*Nieder mit dem Feuer, kehre zurück, nicht wieder,
So singen wir, hold und mutig, unsere Lieder.
Du elender Salamander, sei verbannt, sei verbrannt.
Kehre nicht wieder.*

Jedes Mal griff ich nach der Feder, wollte sie in das Tintenfass tauchen, um zu schreiben, um dem Gesagten des Pergamentes Folge zu leisten. Doch sobald die Tinte die Feder benetzte, züngelten an meiner Hand Flammen empor, die meine Hand versengten und in Tropfen auf das Pergament regneten, welches jedes Mal vor Schmerzen schrie. Laut und schrill. So wie ich. Ich erwachte gebadet in Schweiß, pulsierend der Schmerz in meiner Hand, welche, so schien es mir in meiner Übernachtung, Brandblasen aufwies, die jedes Mal, nachdem ich wieder eingeschlafen war, am nächsten Morgen, wenn die Sonne meine Nasenspitze kitzelte, verschwunden waren. Nach Wochen war ich nur noch ein Schatten

meiner Selbst. Ich versuchte, die Träume zu vergessen. Es wollte mir nicht gelingen. Sie hatten sich in meinen Kopf eingebrannt und jedes Mal, wenn ich an sie erinnert wurde, durch eine Feder oder sonstiges fürs Schreiben taugliche, flammte der Schmerz in meiner Hand erneut auf und vor meinem geistigen Auge warf meine Haut Blasen. Das Feuer war allgegenwärtig, wenn ich mich nicht gewehrt hätte, hätte es mich wahrscheinlich eines Tages verschlungen. Aber um gegen die Zauberei des Salamanders anzukommen, benötigte ich einen Verbündeten, jemand, der den Salamander eben wie ich verabscheute. So erinnerte ich mich an die alte Rauerin und beschloss, ihr Haus aufzusuchen, auf der Suche nach Hinweisen, die mir helfen könnten. Ich brauchte einige Zeit, bis ich die schmale Gasse fand, in der Veronika damals verschwunden war. Die Gasse war kaum mehr breiter als ich. Doch ich zwängte mich in die schmale Kluft, zwischen den beiden Häusern, die an den beiden begrenzenden Seiten emporragten wie Riesen. Der Spalt schien nicht enden zu wollen. Zu allem Überdruß schien er auch noch schmaler zu werden, sodass ich schließlich seitlich weiterlaufen musste. Dann eröffnete sich vor mir ein kleiner, dunkler Hof, in welchem ein altes, verrottetes Haus aus schwarzem, verbranntem Holz stand. Die Häuser standen so dicht, das nur spärliches Licht in den Hof drang. Mit Ausnahme eines Holunderbaumes, suchte man vergebens nach Pflanzen und Farbe, wie mir auffiel. Doch entgegen der Holunderbäume an der Elbe, war dieser anders. Er sah alt aus, sehr verzweigt und wirkte nicht einladend freundlich, sondern eher bedrohlich. Zudem stand er so schief, dass es so aussah, als würde dieser gleich über einen herfallen. Der Boden bestand aus schwarzer, festgetretener Erde. Ich trat an die Tür, klopfte an. Das Klopfen hallte im Haus wider. Als ich keine Antwort erhielt, wollte ich noch einmal klopfen, da bemerkte ich, dass die Tür nur angelehnt war. Ich drückte sie vorsichtig auf und erschrak, als etwas auf mich zugeschossen kam. Ich warf mich auf dem Boden, um den vermutlich scharfen Krallen zu entgehen. Als ich mich wieder aufrichtete, hörte ich das Krähen eines Raben, der durch den Hof flog, sich aber bald auf einen Ast des Holunderbaums niederließ. Ich betrat das Haus und mir schlug ein faulig, süßlicher Duft entgegen, während bei jedem Schritt die Bohlen unter meinen Füßen ächzten. Zu meiner Linken, direkt am Fuße einer schmalen Treppe, die sich ins obere Stockwerk wand, erblickte ich eine Tür. Die Tür knarzte beim Öffnen laut. Im Raum dahinter lag die Quelle des üblen Geruchs. Ich schlug mir die Hand vor die Nase und kniff meine Augen zusammen. Der Raum war voller Tierkadaver, in denen es von Maden nur so wimmelte. In der Mitte auf einem großen Holztisch lag zusammengerollt ein schwarzer Kater, welcher den Eindringling mit großen, gelben, fast leuchtenden Augen misstrauisch beäugte. Ich verharrte im Rahmen der Tür, wohingegen sich der Kater aufrichtete. Als sein Maul sich öffnete, hoffte ich, dass nur ein Miauen aus seiner Kehle dringen würde, doch als eine tiefe Stimme mir entgegen schlug, welche klare Worte formte, dachte ich, dass ich wieder träumen würde. "Was willst du hier Mensch!?" Ich war einen Moment lang handlungsunfähig. Dann fing ich mich und antwortete stotternd: "Die Rauerin. Ich möchte zur Rauerin, brauche ihre Hilfe." Der Kater leckte sich die Pfote und starrte mich einen Moment an, bevor er wieder anfangen zu sprechen. "Viele begehrten die Hilfe meiner Herrin, doch sie ist nicht mehr. Verbrannt wurde sie, in des Salamanders Studierzimmer. Auch mein Bruder fand seinen Tod. Ich bin hier, um auf dieses Haus Acht zu geben." Er sprang vom Tisch. Es muss in dem Moment passiert sein, als ich die Augen kurz, vor Ungläubigkeit, schloss. Denn mit einem Mal stand ein großgewachsener Mann in einem schwarzen Gehrock und mit weißem Hemd vor mir, auf dem Kopf einen Dreispitz ohne Verzierung. "Was begehrtest du von der Rauerin?", wiederholte er mit seiner tiefen Stimme. "Ich habe meine

handwerkliche Fähigkeit, welche das Schreiben umfasste, an den teuflischen Salamander verloren.“ Der Mann setzte sich auf die Tischkante, ihm schien der Geruch überhaupt nichts auszumachen. Nach Stunden kamen wir überein, dass er mir den Weg nach Atlantis zeigen würde, damit ich Kontakt zum Geist der Rauerin aufnehmen könne. Er führte mich nach draußen auf den Hof und deutete auf den Holunderbaum. “Klettere da hinauf Mensch und bedenke, was wir besprochen!“ Ich war erst verwundert, doch als der Mann in Gestalt eines Katers wieder ins Haus schlüpfte und mich noch einmal eindringlich ansah, machte ich mich daran, den Baum, welcher mich um einiges überragte, zu erklimmen. Das Klettern fiel mir schwer, ich spürte die Müdigkeit in meinen Gliedern bei jeder Bewegung. Schließlich befand ich mich in der Krone des Baumes und sah nichts mehr von dem Hof rings umher. Ich vernahm nur das Rauschen des Windes. Die Blätter wogten um mich herum. Dann steckte ich meinen Kopf aus dem Blätterdach und ich traute meinen Augen nicht. Vor mir in grenzenloser Tiefe erstreckte sich ein weiter, tobender Ozean, welcher in der Ferne mit dem Horizont verschwamm. Wind wehte mir durch die Haare und ich hatte Mühe mich festzuhalten. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich vom Baum heruntergeklettert war. Unten befand ich mich an einer steilen Klippe, die an die hundert Meter tief sein musste. Die Wellen schlugen gegen den grauen Fels. Es rauschte. Dann drehte ich mich um meine eigene Achse, um zu sehen, was sich hinter dem großen mächtigen Baum befand. Bei näherer Betrachtung fiel mir auf, dass dies ebenfalls ein Holunderbaum war, nur war er riesig. Hinter dem Baum erstreckte sich eine Talsenke, durch die sich ein Fluss, begrenzt von Wäldern, schlängelte und sich in einen großen See ergoss, an dessen Rande ich ein Schloss ausmachen konnte. War dies das Schloss, von dem der Archivarius gesprochen hatte?

Da ich keinen anderen Weg sah, als mich in Richtung des Schloss aufzumachen, tat ich dies und machte mich daran den schmalen Trampelpfad, welcher sich die Anhöhe hinunter wand, zu beschreiten. Nach wenigen Minuten befand ich mich am Fuße dieser und blickte zurück. Der Baum schien um einiges größer geworden zu sein, was aber wahrscheinlich an meinem Blickwinkel lag und dass ich ihn nun in Gänze einsehen konnte. Ich folgte weiter dem Pfad, welcher auf einen Wald zulief, der sich rund um die Erhebung befand. Trotz der dunklen Wolken, dem trüben Grau, das vorherrschte, schien das Gras zu meinen Füßen zu leuchten. Nie hatte ich auch nur ansatzweise solch ein klares Grün in Dresden gesehen. Die Stängel waren auch von äußerster Stabilität, wie ich merkte, als ich versuchte, einen auszureißen. Trotzdem wiegten sie sich ebenmäßig im Winde, der durch die Talsenke preschte, als sei der Leibhaftige hinter ihm her. Als ich ein Stückchen gegangen war, merkte ich, dass mein Schritt straffer, meine Statur aufrechter war. Auch bemerkte ich, dass offenbar alle Müdigkeit von mir abgefallen war. Ich ging auf ein Bächlein zu, das sich parallel zum Pfade erstreckte. Ich versuchte, mein Spiegelbild zu erkennen. Leider war das Wasser zu flach. Ich befühlte mein Gesicht und erschrak, meine Finger glitten nicht über das mir bekannte Antlitz, welches schon einiges erlebt hatte, sondern über das eines Jünglings. Plötzlich strömte aller Frohmut und Unternehmergeist zurück in meinen Körper, welche mir in den letzten Monaten abhanden gekommen waren. Voller Enthusiasmus lief ich in den Wald oder sprang ich sogar?

Die Bäume, welche eine, in meinen Augen, unnatürliche Dicke aufwiesen und Blätter besaßen, die in Größe und Form meinen Handtellern ähnelten, sofern ich sie aneinander hielt, standen dicht an dicht, ließen kaum Licht in den Wald. So sah ich nicht mehr als eine Armlänge weit. Wollte erst gar nicht in die Dunkelheit treten, dem Trampelpfad folgen. Doch wollte ich zum Schloss, zu Anselmus und

Serpentina. Der Boden war von dichtem Bewuchs überzogen, welches sowohl aus Moos sowie an einigen Stellen aus Farnen bestand. Wider Erwarten war es nicht kalt, sondern es herrschte eine wohlige Wärme, die Luft war feucht. Trotz allem war die Luft rein, nicht schwer oder stickig. Meine Lungen schienen meinen Brustkorb sprengen zu wollen. Ich spürte Kräfte, die mir unbekannt waren. Wie hatte der Kater gesagt? "In Atlantis ist vieles anders, in Atlantis ist man nicht dem Irdischen Verfallsprozess unterworfen. Sie werden sich gestärkt fühlen. Jedoch unterschätzen Sie nicht die Gefahr, welche vom Archivarius ausgeht. Der Archivarius ist mächtig, nicht umsonst ist Atlantis in jenem jämmerlichen Zustand." Ich verstand zwar immer noch nicht, was der Kater mit dem jämmerlichen Zustand gemeint hatte, aber das war mir im Moment gleichgültig. Ich sog die, wie ich erst jetzt vernahm, wohlriechende Luft ein, schritt gestärkt den Pfad entlang, der sich mittlerweile am Boden abgezeichnet hatte, vermutlich weil sich meine Augen an das Licht gewöhnten. Eine Weile lief ich einfach nur, hoffte, dass dies der richtige Weg sei. Es bestärkte mich der Gedanke, dass der Weg meines Erachtens keine Änderung der Richtung erfahren hatte. Irgendwann tat sich vor mir ein heller Fleck auf, der mit jedem Schritt, den ich ging, größer wurde. Erkennen konnte ich nichts in der scheinbar endlosen Helligkeit. Ich sah nur die Bäume, die an meinem Ich vorbeizogen, als würde ich rennen und nicht gehen, doch rannte ich nicht. Als ich in das Licht trat, war ich kurz blind, kniff vor Schmerzen die Augen, die sich alsbald an das Licht gewöhnten, zusammen. Vor meinem Sehsinn eröffnete sich eine breite Lichtung, geschlagen wie von Menschenhand. Das Äußere der Lichtung stand in einem starken Kontrast zu dem, was ich vorher sah. Der Boden war verbrannt, zwischen den halb aus der Erde gerissenen Baumstümpfen war keine Pflanze zu sehen. Mein Frohmut, der erst kurz zuvor meinen Geist vernebelt hatte, verschwand bei diesem Anblick, fast kehrte die Angst, der Schmerz wieder.

Ich wanderte weiter, bis ich mich nach Stunden an dem dem Schloss gegenüberliegenden Ufer befand. Das Schloss strahlte unglaubliche Macht aus, ähnelte einer alten Feste vergangener Zeiten. So machte ich mich auf, den See zu umrunden. Unterdessen hatte sich der Himmel gelichtet und die Sonne war im Begriff im Meer zu versinken. Ich beeilte mich, um noch vor Einbruch der Nacht das Schloss zu erreichen. Es war unglaublich, in welcher kurzen Zeit ich die gesamte Strecke überwunden hatte. Wenn ich zurückgeblickt hätte, wäre mir der Holunderbaum, wie das Symbol auf dem Dach der Frauenkirche vorgekommen. Man darf jedoch nicht vergessen, dass dieser riesig gewesen war. Wenig später erreichte ich das Portal, das im Sonnenlicht rotgolden schimmerte und klopfte an. Eine Zeit lang geschah nichts, bis sich der linke Torflügel, nahezu lautlos, öffnete. Durch den Spalt, der sich auftat, eröffnete sich mir der Blick in ein riesiges Atrium, welches ebenfalls fast ausschließlich aus Gold bestand. Der dargebotene Anblick raubte mir den Atem. Im Spalt erschien ein junger Mann. Er hatte einen Frack an, zerzaustes Haar und in seinen Augen lag der Blick eines Abenteurers. So wie es mir widerfahren war, so hatte auch er das Gesicht eines Jünglings. Über seiner Lippe spross ein dünner Flaum. Ich schätzte, dass mir Anselmus gegenüber stand und frug sogleich nach seinem Namen, welcher mir meine Annahme bestätigte. Ich stellte mich vor und Anselmus bat mich herein, folgte ihm durch das imposante Atrium, von welchem mehrere Gänge abgingen, durch den Rechten navigierte er mich in eine Art Salon. Die Wände waren voller Regale, die sich bis unter die hohe Decke erstreckten, in welchen die Bücher dicht an dicht standen und sich die Bretter unter deren Last bogen. Auf dem Tisch stand ein Service, gedeckt für zwei. Ich wunderte mich, hatte er mich erwartet? Ich ließ mich auf einem der dunkelgrün bezogenen Diwane nieder. Anselmus goss mir etwas Tee ein und fragte nach meinem Anliegen, was mich

nach Atlantis trieb, aber vor allem, wie ich hierhergekommen war. Ich beschloss, nicht die komplette Wahrheit preiszugeben und erzählte nur von meinen Träumen und dem Zwist zwischen mir und dem Archivarius, wie ich hierhergekommen war, aber den Kater und die Rauerin ließ ich aus. Anselmus hörte mir aufmerksam zu, nippte zwischenzeitlich an seinem Tee und stellte weitere Fragen. Mir fiel auf, dass sich sein Wesen doch arg gewandelt hatte. So entsprach er nicht mehr dem Tollpatsch, wie ich ihn in Dresden kennengelernt hatte, waren seine Bewegungen doch alle ruhig und beherrscht. Seine Sprache hätte keinen Zweifel an adliger Herkunft aufkommen lassen. Als ich fragte, wo Serpentina denn sei, meinte er, dass sie mit ihrem Vater auf Reisen sei, er sie aber bald zurückerwarte. Anselmus lud mich ein, im Schloss auf sie zu warten. Natürlich nahm ich das Angebot dankend an. Nachdem er das Tablett vom Tisch genommen hatte, ließ er sich entschuldigen und verschwand. Ich schritt durch die Bibliothek und betrachtete eingehend die Buchrücken, welche teils stark verwittert, teils gut erhalten waren. Machte dies jedoch keinen Unterschied, da die Zeichen, die darauf zu sehen waren, in meinen Augen keinen Sinn ergaben. Es musste sich um die atlantische Sprache handeln, die ich nicht verstand.

Die kommenden Tage, verbrachte ich damit, die Bücher zu studieren, manchmal half mir Anselmus, der es verstand, die Zeichen zu interpretieren. Als ich mich einige Zeit mit den Büchern, der Sprache auseinander gesetzt hatte, verspürte ich eklatante Abneigung gegen die eigene, gegen die deutsche Sprache. Kam sie mir doch immer mehr entfremdeter vor. So undeutlich, inkonsequent, dagegen konnte man alles so gezielt mit den atlantischen Worten ausdrücken, so emotional und dabei so konvenabel. Ich verwandte viel Zeit auf das Studieren der Bücher und auf das Auskundschaften des Schlosses. Eines Tages fand eine Tür, die scheinbar in die Katakomben führte. Ich versuchte sie zu öffnen, aber als ich meine Hand nach dem Griff ausstreckte, schrie ich vor Schmerz, meine Hand hatte wieder Feuer gefangen, gleichwohl waren die Flammen nicht rot oder orange, sondern grünlich. Ich wälzte mich auf dem Boden. Selbst nachdem die Flammen erstickt waren, hatte sich der Schmerz nicht verändert. Mit vor Schmerzen verzerrtem Gesicht startete ich die Tür an, deren Griff mich entfernt an einen Salamander erinnerte. Schließlich hörte ich Schritte näherkommen, welche sich in der Ankunft Anselmus' äußerten. „Ist etwas passiert?“, frug er mich bestürzt und trat näher. „Ich verbrannte mir die Hand, als ich nach dem Griff der Tür langte.“ Anselmus starrte auf meine Hand und schaute mich an, als sei ich nicht ganz bei Sinnen. Dann berührte er Griff und zu meinem Erstaunen fing seine Hand weder Feuer, noch schrie Anselmus vor Schmerzen. Er zog die Tür auf und eröffnete den Blick auf eine schmale steinerne Wendeltreppe, die sich in die Tiefe schraubte. Anselmus fragte mich, ob ich hinuntergehen wolle, was ich bejahte. Er ergriff eine Fackel, zog sie aus der Halterung und ging mir voran die Treppe hinunter. Wir kamen in dunkle höhlenartige Gänge. „Das einzige, was sich hier unten befindet, ist das ehemalige Arbeitszimmer der alten Runkelrübe, welche vom Archivarius besiegt wurde. Jedoch hat er es nie gewagt, ihr Refugium zu betreten.“ Der steinerne Türrahmen war stark verwittert und von Ruß geschwärzt. Die Holztür war von Flechten und ähnlichem mir unbekannten Bewuchs überzogen. In den Intarsien des Rahmens erkannte ich gepeinigte Gesichter, die vor Qualen schrien. Sie sprachen mir aus der Seele. Anselmus wollte die Tür aufstoßen, zuckte jedoch unwillkürlich zurück. Er sagte mir, dass er sie nicht öffnen könne. Angsterfüllt fügte er hinzu, dass sich ihm der Tod offenbart hätte. Er trat ein paar Schritte zurück und ich machte mich daran, die Tür zu öffnen. Ich ergriff den eisernen Ring, dessen Kühle meiner gepeinigten Hand gut tat. Die Tür schwang auf, wider Erwarten problemlos. Wir betraten die dunkle Kammer, die nur vom schwachen Schein der Fackel, die Anselmus in den

Händen hielt, erhellt wurde. Wir nahmen in der Dunkelheit Bewegungen wahr, die zu keinem Lebewesen gehören konnten. Es handelte sich um Papier, das durch die Luft schwebte wie bei einem Mobile. Ich wollte nach einem Greifen, doch das Papier entwich mir wie eine flinke Fliege an einem heißen Sommertag. Als Anselmus über die Türschwelle trat, ging ein Zittern durch die Blätter. Der Raum war erfüllt vom Knistern, sie fingen an sich zu überlagern und schließlich bildeten sie einen Körper. Einen wundervollen ästhetischen Körper. Es war der Körper einer Frau und sie fing an zu sprechen.

*Du hast es geschafft,
bist endlich gekommen,
entlaufen der Haft,*

dem grausamen Real.

*Du hast den Kampf begonnen,
an deiner Seite werde Ich,
Kühn und besonnen,*

ziehen in die Schlacht.

Bevor die Frau aus Papier in Flammen aufging, sagte sie mir, dass ich im Walde des Nordens, ihrer Zuflucht, nach der Wahrheit suchen sollte, der Wind würde mich leiten. Die Flammen verzehrten erbarmungslos ihren Körper.

Nach weiteren Gesprächen mit Anselmus, beschloss ich mich auf den Weg zu machen, um den Unterschlupf der alten Rauerin zu finden. Anselmus sagte, dass er die Ankunft von Archivarius und Serpentina erwarten wolle. Ich brauchte nicht lange, um den Wald zu erreichen. Er ähnelte dem Wald, den ich zuvor auf dem Weg zum Schloss durchwandert hatte. Was mich mittlerweile stutzig machte, war die fehlende Anwesenheit von Tieren oder anderen Lebewesen. Was war geschehen? Auch traf ich wieder auf mehrere, künstlich durch Brände geschaffene, Lichtungen und tote Flächen. Tatsächlich erreichte nach wenigen Stunden eine große Lichtung, die nicht durch Brände verursacht worden, sondern scheinbar natürlich war. In der Mitte der Lichtung befand sich eine steinerne Vertiefung, an deren Seite eine Leiter in die Tiefe führte. Inzwischen war die Nacht über mich hereingebrochen. Vorsichtig bestieg ich die Leiter und kletterte, jede knarrende Sprosse nehmend, langsam in die Tiefe. Der Grund war nicht zu sehen. Es dauerte auch eine ganze lange Weile, bis ich am Grund ankam. Unten angekommen, sah ich nichts, sah nicht einmal die Leiter direkt vor meinen Augen. Dann wanderte der Mond über den Rand der Vertiefung und strahlte hinab. Ich schaute mich um, sah eine hölzerne Tür, drückte sie auf und schritt in die dahinterliegende Finsternis. Kaum war ich ein paar Schritte gegangen, entzündeten sich nacheinander Fackeln und präsentierten sich in einer kurzen Weiterführung des Ganges, der sich in einer großen Halle verlor, welche nach und nach von Fackeln beleuchtet wurde. Die Decke wurde von mächtigen Stelen gehalten, die ich nicht hätte umfassen können. Im Zentrum, in einer Senke, sah ich einen gigantischen Körper, der grünlich schimmerte. Ich erkannte, dass es Schuppen waren, trat näher heran und als ich nur noch wenige Schritte von der Senke entfernt war, erhob sich ein riesiger Kopf aus der Vertiefung und blickte mich finster an. Mein Herz blieb stehen vor Schreck. So verharrte ich, bis die Schlange ihr Maul öffnete und der Kopf auf mich zu raste. Ich sprang zur Seite, dies tat ich gerade noch rechtzeitig. Mit einem wütenden Zischen, richtete sich der Leib der Schlange, der scheinbar nur aus Muskeln zu bestehen schien, wieder auf. „Ich will dir nichts tun! Hör mich an, bevor du mich verschlingst, so vertrau ich doch auf deine Ehrhaftigkeit!“ Mir lag nichts ferner,

als eine Schlange, die als die Verkörperung der in Fragestellung der Ideale der Ehrhaftigkeit gilt, um gerade dies zu bitten, jedoch wusste ich nichts Besseres zu tun. Die Schlange hielt tatsächlich inne. Richtete ihren Blick auf mich und öffnete den Mund, aber diesmal zum Sprechen und nicht um erneut zuzustoßen. „Wieso, sollte ich dich anhören.“ Die gespaltene Zunge schnalzte und stob wie eine Peitsche durch die Zähne. „Ich bin nur hier um einen Rat, bezüglich des Archivarius einzuholen.“ Der Körper der Schlange erbebte. „LINDHORST!!!“ Die Schlange schüttelte ihren Kopf. „Dieser Verräter! Scharlatan! Lügner! MÖRDER!!!“ Ungläubig blickte ich auf. „Sind sie nicht die grüne Schlange, welche der Archivarius sein Eigen nennt?“ Die Schlange senkte ihren Schädel. Fast Flüsternd zischte sie: *„Lange ist es her, dass dies so war. Es begann damit, dass er sich in mich verliebte. Diese Liebe beruhte nicht auf Beidseitigkeit, wurde nicht von mir erwidert. Er wollte dies nicht wahrhaben, wollte mich zwingen ihn zu lieben.“* Die Schlange wandte den Kopf und starrte an die rückwärtig gelegene Wand. Ich setzte mich unterdessen auf einen Steinbrocken, der von der Decke gefallen war. *„Er wollte den Geisterfürsten dazu bringen, mich zur Liebe zu nötigen. Der Geisterfürst verneinte jedoch, was mich damals fröhlich stimmte. Die Reaktion Lindhorsts folgte auf dem Fuße. Er griff die Feuerlilie, die mit dem Geisterfürsten im Bunde stand, an und notzüchtigte mich. Als ich dem Geisterfürsten von diesen Gräueltaten, die er verübt hatte, erzählte, wollte er Lindhorst bestrafen, er sprach seine Verbannung aus. So sollte sich Lindhorst in der Welt der Sterblichen als ein Ehrenmann erweisen, indem er die Töchter, welche ich durch jene Missetat gebär, mit ehrenvollen Männern vermählen sollte. Die erste Zeit versuchte er es. Wollte er doch zurück nach Atlantis. Doch dann...“* Ein Zittern durchfuhr meinen Körper. In was war ich da geraten? Voller Ehrfurcht blickte ich den Körper der Schlange hinab. Beim ersten Mal hatte ich keinen Makel entdecken können, doch jetzt sah ich die Narben, die von Bissen stammen könnten. Die Schlange wandte mir weiterhin den Hinterkopf zu. *„Es ging alles so schnell. Ich weiß auch nicht, woher er eine solche Macht besaß. An jenem Tag, der das Ende von Atlantis bedeutete, kam er zurück, obwohl er seine Aufgabe nicht erfüllt hatte. Phosphorus stellte ihn zur Rede. Lindhorst schien jedoch unbeeindruckt. Statt einer Antwort, spie der Salamander Feuer und brannte Atlantis nieder. Phosphorus versuchte, sein Reich zu schützen, aber seine Kräfte waren verbraucht. Dem zweiten Schlag des Salamanders, hielt er nicht stand. Seine Hülle löste sich in grünem Feuer und der Salamander nahm diese Flammen in sich auf. Mithilfe dieser Flammen machte er Atlantis dem Erdboden gleich. Übrig blieb das Fragment, auf dem wir uns befinden. In seinem Groll, seiner unbändigen Wut, rottete er alles Leben, mit Ausnahme seiner drei Töchter, aus, wollte sich sogar meiner selbst entledigen...“* Die Schlange machte eine bedeutungsschwere Pause. Wandte den Kopf zur Seite, betrachtete mich mit dem rechten Auge, bevor sie sich wieder abwandte. Es war, als wollte sie sich vergewissern, ob ich noch da war. *„Der einzige Grund, weshalb ich noch am Leben bin, ist der Tapferkeit Nefertaris zu verdanken. Sie versteckte mich hier und trat statt meiner, gegen den Salamander an. Es ist unbeschreiblich, was er ihr antat. Er ließ sie am Leben, vermutlich um sich an ihrem Schicksal, ihrer gebrochenen Psyche, ihrem geschundenen Körper zu ergötzen. Nachdem Atlantis zerstört war, kehrte Archivarius Lindhorst nach Dresden, wie ihr es wohl nennt, zurück. Alles was noch lebte starb, verblich im Angesicht der Qualen. Nur Nefertari schwor auf Ewig Rache. Wo sie sich im Moment befindet, weiß ich leider nicht.“* Ich vergrub mein Gesicht in meinen Händen und strich mir durch mein lockiges Haar. Nach scheinbar endloser Stille, setzte ich zum Sprechen an. „Edle Schlange, verzeihe meine Frage. Wer ist Nefertari?“ Der Kopf der Schlange wandte sich wieder zur Seite. Ihre Worte waren wieder einem Zischen gewichen.

„Nefertari, du fragst wer Nefertari ist? Vielleicht kennst du sie unter einem anderen Namen. Nach der Verstümmelung durch Lindhorst, taufte er sie in seinen Geschichtsbüchern Runkelrübe, um sie noch über ihre Qualen hinaus zu schmähen.“ Ich musste unwillkürlich lachen. Mein Lachen schallte gespenstisch von den Wänden wider. Die Schlange fauchte und mein Lachen erstarb. Ich entschuldigte mich und erklärte. „Ich habe nicht aufgrund des Namens lachen müssen und es war auch kein Lachen der Freude, es war vielmehr ein Ausdruck meiner Verzweiflung. Lindhorst hat mich benutzt. Er hat mich seine Geschichte schreiben lassen, hat mich dazu gebraucht, das Gute auszulöschen.“ Ich wandte mein Gesicht dem Boden zu. Ich wusste nicht, wie ich die nächsten Worte wählen sollte, hatte ich doch noch nie eine Todesbotschaft vorgetragen. Ich fing an, etwas zu stottern, verhaspelte mich und schwieg. Die Schlange sah mich mit ihren großen blauen Augen erwartungsvoll an. „Oh große grüne Schlange, ich weiß um den Aufenthaltsort deiner Retterin. Leider muss ich dir sagen, dass sie von uns schied.“ Gespannt wartete ich auf eine Reaktion der Schlange, diese war verschwunden, anstatt ihrer saß zusammengekauert in der Senke eine Frau, die bitterlich weinte. Ich erschrak und wäre beinahe vom Felsen gerutscht. Dann vernahm ich die kristallklare Stimme der Frau, von welcher jedes Wort eine Wohltat war. „Das kann nicht sein...“ Schluchzte sie. „Sie kann nicht tot sein!“ Ich erhob mich von meinem unbequemen Platz und ging auf die junge, unbekleidete Frau zu. Wie ich sehr wohl vernahm, war ihr Körper von äußerster Schönheit, die langen braunen Haare, die ihr in die Stirn fielen, gaben ihr eine gewisse geheimnisvolle Aura. Als ich neben ihr stand, legte ich meine Hand auf ihre Schulter. Ihr Körper bebte. In dem Moment, in welchem ich zum Sprechen ansetzte, starrte sie mich aus verquollenen Augen an. „Sie ist es leider. Ich glaube der Salamander beliebt nicht zu scherzen.“ Ich half ihr auf. „Auch mir hat der Salamander geschadet. Er hat mich verflucht. Er hat mich meiner Schreibkunst und des Schlafes beraubt.“ Sie blickte mich an, dann umarmte sie mich. „Stehen Sie mir bitte zur Seite, um dieses Scheusal seiner gerechten Strafe zuzuführen“, flüsterte sie. Ich bejahte und wir gingen nach draußen.

Je näher wir auf unserem Rückweg dem Schloss kamen, desto stärker wurde der Wind, desto dunkler der Himmel und lauter das Donnergrollen aus der Ferne. In dem Moment, in welchem wir den Kiesweg betraten, der zum Portal führte, zuckte ein Blitz vom Himmel und schlug in das Dach ein, enthüllte die im Licht bestialisch verzerrte Realität. Man sah zwei Gestalten auf der Treppe stehen. Die eine war von unglaublicher Schönheit, die andere schien das Zentrum der Infamie zu sein, welche das Unwetter heraufbeschwor.

Die wunderschöne Frau und ich traten näher. Dann erkannten wir, dass dort am Portal in einen Mantel gehüllt, das krause Haar unter einem Hut verborgen Archivarius Lindhorst stand, der uns ebenfalls erblickte. Er wandte sich uns zu und schritt die Treppe herunter und mit jedem Schritt den er tat, stieg die Temperatur um uns herum. Der Regen wurde erst weniger, hörte auf und das kraftvolle Gras, das sich um uns befand, vergilbte, in seiner unmittelbaren Umgebung brannte es sogar. Sein Blick, aus den gelben Augen, die nicht mehr menschlich waren, bohrte sich durch meinen Körper. Einige Meter vor uns blieb Lindhorst stehen und bedachte uns mit einem spöttischen Lachen. Dann riss er sich den Hut vom Kopf, der sich sogleich zu einem Kopf eines Feuersalamanders verformte. Die großen Augen auf uns gerichtet, schnippte er mit dem Finger. Ein Feuer umspielte die nicht mehr menschlich anmutende Hand. „Sie einer an. Das du dich doch noch traust hier aufzutauchen. Du hast mich verlassen, denkst du etwa, dass du Gnade erwarten kannst.“ Die Frau fing plötzlich an zu wimmern und brach unter Krämpfen zusammen. Ich war wie paralysiert. Starrte nur

unentwegt den Archivarius an, hoffte zutiefst, dass ich träumen würde. Schließlich, nachdem sich die grüne Schlange nicht mehr regte, wandte sich Lindhorst mir zu. „Was willst du Schreiberling? Hatten wir das nicht geklärt?“ Sein Blick fiel auf meine rechte Hand, die anfang Brandblasen zu werfen und sich erst rot, dann schwarz verfärbte. Ich schrie vor Schmerzen, brach zusammen, wimmerte kläglich, während ich meine Hand besah, die sich langsam in Asche auflösen schien. Dann riss mich der Archivarius am Kragen hoch. „Was mischt du dich hier ein, wir hatten eine Vereinbarung, an die du dich, so hoffe ich, erinnerst!“ Ich wusste nicht, was ich machen sollte, seine Nähe verbrannte meine Haut, trocknete meine Augen aus und ich bekam keine Luft. Ich erinnerte mich an meinen Traum, an die Zeilen, die mir das Pergament, Nefertari, zutrug. Wenn ich schon keine Chance hatte, wollte ich ihn zumindest verspotten. Leise fing ich an die Verse zu singen, immer lauter werdend.

*Wie lang willst du erdulden den Zwist,
der deinen Geist zermartert,
zu dem dich Salamander mit List,
hat verdonnert.*

*Kämpfe Schreiberling,
hör auf dein Wort zu dämpfen,
steh auf und sing,
lass uns schreiben und kämpfen.*

*Nieder mit dem Feuer, kehre zurück, nicht wieder,
So singen wir, hold und mutig, unsere Lieder.
Du elender Salamander, sei verbannt, sei verbrannt.
Kehre nicht wieder.*

*Nefertari, Nefertari,
holde und Schöne...*

Weiter kam ich nicht. Der Kopf des Salamanders schien nur noch aus Flammen zu bestehen, er stieß mich von sich und schrie vor Wut. Als ich auf dem Boden aufschlug, verlor ich kurz das Bewusstsein. Der Salamander hingegen war an Ort und Stelle verharnt und starrte mir einfach nur hinterher. Dann schrie er erneut und Flammen stoben um ihn herum auf. Doch bevor er angreifen konnte, wurde er weggeschleudert. Die Grüne Schlange hatte ihn mit ihrem Schwanz getroffen. Der jetzt in Flammen stand, weshalb die Schlange fauchte und sich in den See schlängelte, in welchem der Archivarius, eine riesige Fontäne verursachend, gelandet war. Während ich mich, mit schmerzverzerrtem Gesicht, drehte, um den See in Gänze einsehen zu können, fing dieser an zu brodeln und zu verdunsten. In der Mitte des Sees stiegen Rauchwolken auf. Es schlugen mehrere Blitze ein und es donnerte unaufhörlich. Ich erschrak, als Anselmus sich zu mir herunterbeugte und seine Hilfe anbot. Währenddessen führten die Schlange und der Salamander einen erbitterten Kampf. Es endete damit, dass die Schlange in den Tiefen des Sees verschwand und nicht wieder auftauchte. Ich überlegte fieberhaft, was ich tun könnte. Und es ward auch nicht einfach, edler Leser. Unser Überleben verdanken wir dem Schicksal. Wer konnte denn ahnen, dass der Salamander sich selbst besiegte, doch will ich die Eindrücke, soweit ich mich noch erinnere, wiedergeben.

Ich versuchte zu schreien, doch nur ein Röcheln drang aus meiner geschundenen und vertrockneten Kehle. Anselmus schaute mich verwirrt an und ich ihn. Ich versuchte, meinen Arm zu bewegen, zeigte auf den See, krächzte etwas Unverständliches, das sogar mir fremd erschien. Doch Anselmus schien zu

begreifen. Er stierte entgeistert den Salamander an, der mittlerweile über dem Wasser schwebte. Um ihn herum brannten wie auf schwimmenden Fackeln grüne Feuer, die sich in der spiegelglatten, schwarzen Oberfläche abbildeten. Der Himmel war erstaunlich schnell aufgeklart und die Sterne schienen zu uns herab. Die Atmosphäre war bedrückend. Ich vermag es kaum in Worte zu fassen. Nach schier endloser Stille, bäumte sich der Salamander auf, spannte seine Muskeln an und ich weiß nicht genau, es schien mir als würden die Sterne vom Himmel, in grünes Feuer gehüllt, regnen. Sie schlugen nacheinander in die Oberfläche des Sees ein. Sie, edler Leser, denken jetzt bestimmt, dass die Sterne die Oberfläche durchschlugen und in der unergründlichen Tiefe des Sees versinken würden. Dem war aber nicht so, die Leuchtkörper versanken nur wenige Meter, bevor sie in der Delle die sie geschlagen, erstarrten. Nicht nur ich blickte etwas verzweifelt, auch Anselmus schien seinen Sinnen nicht zu trauen. Der Archivarius war zu konzentriert, als dass er das Unglück hätte sehen können. Eingeleitet wurde sein Ende durch etwas so Seltsames wie Wunderschönes. Vor unseren Füßen, nahezu direkt am Ufer des Sees, drang ein grüner Stängel aus dem Boden, umspielt von schemenhaftem Nebel. Im selben Moment, in dem grüne Auswüchse aus den Seiten stoben, bildete sich an der Spitze eine Knospe. Als sich die Knospe öffnete, die Blätter sich entrollten, blieb mein Herz stehen. Nicht vor Schreck, nicht vor Verzweiflung. Nein. Nur hatte ich noch nie solch ein mit Worten unbeschreibliches Schauspiel gesehen. Die leuchtenden Blütenblätter glitten auseinander. *Es ward, als wär die Sonne aufgegangen, die Nacht und all die Teufelei vergangen.*

Die Zeit schien kurz vor dem Stillstand zu sein, denn die Sterne fielen nicht mehr, sondern schwebten oder verharrten wie auch wir. Die Wellen des Sees waren eingefroren oder sagen wir gebettet in Stille, während vom Haupte der Lilie, der geplatzten Knospe, der grünliche Schimmer zum erstarrten Archivarius hin wehte. Die Flammen, welche sich ebenfalls nicht regten, verschwammen langsam mit der Nacht und am Ufer erschien eine Gestalt. Sie schien nicht komplett real, so war sie nicht ganz materiell. Sie schien rein aus der Kraft des Geistes erstanden zu sein. Es war eine Frau, ihr rabenschwarzes, langes gewelltes Haar fiel die Rundungen ihres Körpers hinab. Sie setzte zum Sprechen an und leckte sich dabei die Lippen, indessen die Flammen um den Archivarius zur Gänze verschwunden waren und er sich im grünen Schimmer wand, als würde ein Schraubstock sich fester ziehen. „Elender Salamander. Ich werde hier und jetzt über dich richten.“ Sie setzte ihren Fuß auf die erstarrte Oberfläche des Sees, dabei lief sie so anmutig wie leichtfüßig dahin, bis sie nur noch wenige Schritte vor dem Punkt war, über welchen der Archivarius schwebte und unter Schmerzen mit seinen unsichtbaren Ketten rang. „Ich, Nefertari, die Schöne, Phosphorus, der Fürst der Geister und die Lilie des Feuers werden dein Urteil fällen und das Leid beenden, das du hast verschuldest.“ Sie riss die Arme in die Luft, stieß Laute aus, die für mich keinen Sinn ergaben, doch Serpentina, die neben uns getreten war, in die Arme der Trauer trieben. Dabei war jedes Wort so schön, wie es die öde Sprache, die ich kannte, nicht im Ansatz hätte erreichen können. Serpentina schluchzte in den Armen des Anselmus haltlos, während ich so vom Spiele gebannt war, dass ich sogar den Schmerz in meiner Hand nicht mehr vernahm. Dann stieß Nefertari, kniend, ihre Hände in die Wasseroberfläche und blickte voller Hohn zu Lindhorst empor, der nun nicht mehr der Salamander, sondern ein gebrochener, alter Mann war. Die flammenden Kugeln, die vorher in das Wasser gebettet gewesen waren, wurden allesamt zum Zentrum geschleudert, wo der Salamander in einer gigantischen grünen Stichflamme verschwand. Das Licht, welches die Flamme aussendete war so stark, dass wir alle die Augen schließen mussten. Als wir sie wieder öffneten, sah alles aus wir

vor meiner Ankunft. Die Stille war überlaut, nur das Jammern Serpentinias übertönte sie. Es zogen Nebelschwaden auf, die den See, uns und das Schloss einhüllten. Am Ufer, dort wo die Lilie stand, wurde ein Körper angespült. Es war die grüne Schlange, in ihrer menschlichen Gestalt. Ich rannte zu ihr hin. Voll von Trauer und Angst, sie könne es nicht überlebt haben, da ich wohl versprochen hatte, dass ich ihr beistehen würde, fühlte ich nach ihrem Pulsschlag. Zählte. 1... 2... Bemerkte, dass meine Hand, welche hoffend auf ein Lebenszeichen, an ihrer Kehle ausharrte, jene Hand, welche Asche hätte sein sollen, sich dennoch wohlbehalten an Ort und Stelle befand 3...

Sara Gluvic (11.Jahrgangsstufe)

Verschreib mir Leben

1. Preis der Oberstufe

Völlig unbemerkt lehne ich an der gelblich- grau verfärbten Häuserfassade. Ich habe mich verloren, irgendwo zwischen hier und dem Rest. Dann. Dann als ich gestolpert bin. Da hat man mich raus gerissen aus dieser schöngemalten Wirklichkeit. Vielleicht hat sie nie existiert, vielleicht war sie Illusion, ein Leben lang. Zumindest bis jetzt. Man fragte mich, wie weit ich gehen würde. Was sollte ich schon sagen? Ich wusste es nicht.

„So perhaps I should leave here, yeah go far away“

Ganz leise erklingt die milde Stimme in meinem Kopf Und ich spüre wie sich Stück für Stück der Schleier löst, eins mit dem Nichts wird und schließlich endgültig verschwindet. Es ist so, als würde ich meinen Körper zurück und alles mit ihm hinter mir lassen. Als würde ich in das Leben all dieser Menschen rings um mich herum, mich in dem Dasein jedes einzelnen wiederfinden können. Wonach suche ich? All die Gesichter, all die Masken, die sich im Rausch begegnen und sich im selben wieder vergessen, jede dieser immergleichen reglos scheinenden Masken ist ein Einzelstück, das genau so kein weiteres Mal vorhanden ist. Und egal, in welches Leben man hineintreten würde, nie würde man alles nachvollziehen, doch man würde alles nachempfinden können. Man würde endlich begreifen.

Und ich spüre. Etwas. Soweit darf es gar nicht kommen. Ich meine, eigentlich. Diese Hand, sie fühlt sich so fremd an, es macht Mühe die Glieder nach allen Seiten zu strecken. Verblasst sind jene Farbpigmente, die sich mal in den Hautpartikeln wiederfanden. Ungewohnt, sich so alt, und seltsam, sich gleichzeitig innerlich so jung zu fühlen. Die Zunge schabt rau am Gaumen, ein fahler Geschmack liegt mir im Rachen. Der Blick weitet sich, bittere Verzweiflung zeichnet das Gesicht. Jetzt bin ich hier und bin wirklich da, nicht im immergleichen Rausch der Alltäglichkeit, in welcher sich der Blick immerzu dorthin richtet, wo wir nicht sind, nie weilt er im Moment, nie entnimmt er dem Augenblick all die Farben und Formen, nie erkennt er die Schönheit einer einzigen Sekunde. Nie wird er spüren, wie viel Leben in diesem einen einzigen Augenblick liegt, wie viel Bewegung, wie viel Gefühl. Nein, dieser Blick ist nur starr auf sich selbst gerichtet, für alles andere wurde er blind gemacht.

Dieses Dasein tut verdammt weh, jene Sekunden, in denen alles sichtbar wird und der Blick, der im Jetzt ruht. Denn nicht nur all die Schönheit offenbart sich diesem, auch die Angst, der Schmerz, die Trauer und all der Hass kriechen aus dem abgelegenen Hinterhalt.

Und so steh ich da. Laternen werfen riesige Schleier, lange Schatten vergraben die Gedanken im tiefsten Dunkel der Nacht. Abgeschottet.

Leise schließe ich die Augen, nicht, dass man Verdacht ausübt. Nicht, dass jemand denkt ich wäre irgendwie verändert. Ich bin du. Ich habe es nie verstanden, ich habe es nie zu Ende gedacht, wie es wäre jemand anderes zu sein. Das Leben eines anderen zu führen, zu sehr war ich in meiner eigenen Geschichte verstrickt, als dass ich hätte sehen können, wie weit ein einziger Blick reichen kann. Ein einziger Schritt. Wie viel ich verlieren kann, das sagt mir mein Kopf. Wie viel ich mitnehmen kann, das sagt mir der Rest. Ich zittere. Wieso kann man nicht einfach hier sein und sich treiben lassen. Einfach Leere spüren und Leere sein. Ohne sich rechtfertigen zu müssen. Und erneut frage ich mich, wonach ich suche, in diesem Leben, das nicht mir gehört und doch nun das meine zu sein scheint.

Ich entschieße mich einige Schritte zu gehen und bleibe wieder stehen, da ist Widerstand, das bin nicht ich. Zwei Leben, die sich miteinander verstrickt haben und immer muss entschieden werden, wessen Gedanken mehr wert sind, nach wessen Entscheidung eher zu handeln ist. Aber das kenne ich nur zu gut, das war mir auch vorher schon allzu gut bekannt, der dauernde Streit mit dem anderen Ich. Die Gedankengänge, die diesem Körper zugehörig sind, bleiben unerreichbar für mich. Aber dieses Gefühl, das lässt mich nicht los. Dieses Gefühl, dass nichts einen Wert, nichts einen Sinn hätte, und sofort ändert sich der Blick auf alles. Für einen Moment hatte ich es so intensiv gespürt, dieses unbeschreibliche Gefühl, alles zu begreifen, so viel zu erkennen, wofür ich vorher blind war. Doch jetzt merke ich, wie sich der Blick wieder trübt, wie du dich dagegen wehrst, Fremder. Wir bewegen uns fort, irgendwie, irgendwo, unwichtig, denn da ist kein Ziel, das wir verfolgen.

An einem Schaufenster machen wir halt und es ist, als würden wir uns gegenüber stehen, du und ich und uns unbewegt in die von endlos vielen Falten und tiefliegenden Tränensäcken umgebenen, glasigen Augen blicken. Aus dem Schaufenster heraus erblickt uns der Verkäufer und winkt herzlich. Ich sehe, dass du lächelst, Fremder, ja jeder kann das sehen, aber niemand spürt es, so wie du und ich. Niemand spürt, wie viel Überwindung es kostet, wie sehr sich dein Inneres dagegen sträubt, diese Lüge auch nur für wenige Sekunden aufrecht zu erhalten.

Ich wüsste gern, ob du von mir weißt, ob du mich bemerkst, irgendwo musst du doch die Veränderung spüren. Ich versuche so sehr, dir die Farben und Lichter und all das Leben zu zeigen, deine Augen zu öffnen dafür, wieso wehrst du dich nur so unglaublich dagegen? Ist es so viel verlangt, diesem Grau zu entkommen, dieser Einfältigkeit?

Immer weiter begleite ich dich in diesem Körper, der Tag will nicht zu Ende gehen, es fühlt sich an, als hätten wir die letzten Stunden damit verbracht auf einen einzigen Punkt zu starren, ohne voranzukommen, ohne auch nur einen Schritt getan zu haben. Eine Hölle des Gleichen, so fühlt sich dein Leben an, Fremder. Kannst du mich überhaupt hören? Gott, hör doch endlich mal hin, öffne verdammt nochmal die Augen! Ich kann spüren, dass du ihn irgendwo gefangen hältst, den Wunsch, mehr zu sein als das hier.

Mehr, mehr, so viel mehr.

Aber du suchst nicht danach, denn irgendwo möchtest du, dass dieses Mehr ganz allein zu dir findet. Dass es so simpel ist, wie mit all den bedeutungslosen Dingen, die dir unentwegt begegnen.

Ich kann nichts tun, ich kann nur hier sein und darauf hoffen, dass meine Gedanken irgendwie zu dir finden, dass du die Mauer irgendwann fallen lässt, um sie zuzulassen, die Gedanken, die auch ganz tief in dir darauf warten, diese Mauer zu durchbrechen. Oder aber sie haben das Warten schon längst aufgegeben. Vielleicht ist es wirklich hoffnungslos. Da ist zu viel Angst, das kann ich spüren, Angst vor der Dunkelheit, davor, dass auf der anderen Seite bloß reißen Leere auf dich wartet, dabei hast du dich schon längst in dieser Dunkelheit verloren, die das Licht so gut vorzutäuschen weiß.

Aber ich sage dir, du verlierst Zeit, so viel kostbare Zeit, nur weil du denkst, es wäre zu spät. Ja ich kann fühlen, wie es drängt, wie du mich wegdrängst, mehr und mehr.

Du willst mich nicht haben, diese Stimme, sie erschwert dir die Einfachheit des Abschaltens und einfach Funktionierens. Und ich verblasse, und mit mir die Farben und die Lichter, all das, was du hättest haben können, was du hättest fühlen können, hättest du bloß einmal hingehört. Hättest du dich nur ein einziges mal, nur für einen kurzen Moment öffnen können für meine Welt, dann hättest du es erkannt, dieses Mehr, nach dem du suchst. Du hättest anfangen können zu begreifen. Aber du lässt keinen Platz dafür, dein Kopf ist bereits zu voll von der Leere, mit der du ihn fütterst, Tag für Tag.

Ich verblasse, die zwei Leben entwinden sich, lassen einander wieder los, sind sich nie wirklich begegnet und doch waren sie sich näher als es zwei Liebende vielleicht je waren. Hast du wirklich nichts gespürt, Fremder? Verbirg dich nicht vor dir selbst. Ich kann dein Herzschlag hören, aber er ist nicht mehr der meine, für einen Augenblick scheinst du die Veränderung zu bemerken. Wie du dich umsiehst, so als hättest du ganz plötzlich wieder angefangen zu suchen, ja als hätte dich ein Hauch Leben gestreift, vielleicht habe ich ja doch etwas bewirken können. Vielleicht konntest du dich schlussendlich überwinden, ein Stück weit über die Mauer zu blicken, um das dahinterliegende zu erkennen. Und vielleicht kannst du dann irgendwann anfangen, so wie ich, den Menschen zu zeigen, wie viel mehr sie sind und sein können. Such dir irgendwen aus, egal wen, vertrau mir, du wirst fündig werden.

In dieser Welt voll Blindheit und Trug, voll Einfältigkeit und Selbstsucht. Und dann offenbare ihnen eine Welt voller Farben, Lichter und Gefühl, eine Welt voll Schönheit und Leben.

Aber nichts von all dem ist es. Nichts davon kann ausdrücken, was ich auszudrücken vermag.

Unmöglich, zu beschreiben, was es bedeutet, wie viel mehr dadurch ersichtlich wird, welch ein Gefühl es mit sich bringt. Unmöglich.

Aber durchaus möglich, einen Weg zu finden, zu diesem Mehr. Jeder ganz für sich allein.

Vielleicht auch nicht. Man muss nur aufhören zu warten und anfangen zu suchen. Vielleicht dann.

Man sagte mir Naturgesetz ist Naturgesetz so wie Schokokuchen gleich Schokokuchen ist und dann frage mich, wieso man nicht das Leben verschreiben kann?

